



Beilage zur Wochenzeitung

Das Parlament

26. Juli 2004

Aus Politik und Zeitgeschichte

3 Helga Zeiher *Essay*

Zeitbalancen

7 Karlheinz A. Geißler

Grenzenlose Zeiten

13 Christel Eckart

Zeit für Privatheit

Bedingungen einer demokratischen Zeitpolitik

19 Claudia Pinl

Wo bleibt die Zeit?

Die Zeitbudgeterhebung 2001/02 des Statistischen Bundesamts

26 Vera Hewener

**Geschlechtsspezifische Unterschiede
im Umgang mit der Zeit**

33 Ludwig Heuwinkel

**Zeitprobleme in der
Beschleunigungsgesellschaft**



Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.

Redaktion:

Dr. Katharina Belwe
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Dr. Hans-Georg Golz
Dr. Ludwig Watzal
Hans G. Bauer
Telefon: (0 18 88) 5 15-0

Internet:

www.bpb.de/publikationen/apuz
E-Mail: apuz@bpb.de

Druck:

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH,
60268 Frankfurt am Main

Vertrieb und Leserservice:

Die Vertriebsabteilung
der Wochenzeitung **Das Parlament**,
Frankenallee 71–81,
60327 Frankfurt am Main,
Telefon (0 69) 75 01-42 53,
Telefax (0 69) 75 01-45 02,
E-Mail: parlament@fsd.de,
nimmt entgegen:

- Nachforderungen der Beilage **Aus Politik und Zeitgeschichte**
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung **Das Parlament** einschließlich Beilage zum Preis von Euro 19,15 halbjährlich, Jahresvorzugspreis Euro 34,90 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von Euro 3,58 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen
in der Beilage

Aus Politik und Zeitgeschichte
stellen keine Meinungsäußerung
des Herausgebers dar;
sie dienen lediglich der
Unterrichtung und Urteilsbildung.
Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke
hergestellt werden.

ISSN 0479-611 X

Editorial

■ Zeit ist zu einem knappen Gut geworden. Sowohl im Erwerbs- als auch im privaten Bereich herrschen Zeitdruck, Zeitnot oder Zeitstress. In der Informationsgesellschaft geht nicht nur alles viel schneller, sondern es müssen auch immer mehr und immer komplexere Aufgaben bewältigt werden. Das gilt für alle Lebensbereiche. Hinzu kommt die zunehmende Verwischung der Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit, Privatem und Öffentlichem. Sie werden porös, der private Raum verliert mehr und mehr seine Schutzfunktion, die Zeit für die Pflege sozialer Beziehungen verringert sich.

■ Lebensqualität hat auch mit Zeit zu tun. Nach den Kriterien der neuen Bewegung für Zeitpolitik verfügt über Zeitwohlstand, wer über die eigene Zeit selbst bestimmen kann, wer Zeit für sich und andere Menschen, für Beziehungen und Bindungen hat. *Helga Zeiher* regt in ihrem Essay dazu an, anhand dieser Kriterien Optionen für neue Balancen von Arbeit und Leben zu prüfen.

■ Soziale Beziehungen werden immer stärker aus ortsgebundenen Interaktionszusammenhängen herausgelöst, gleichzeitig erfolgt eine Entgrenzung von Raum und Zeit. Dementsprechend hat nach *Karlheinz A. Geißler* die Zeit ihren Ort und der Ort seine Zeit verloren, werden Orte und Zeiten flexibler, beherrscht die Entgrenzung von Raum und Zeit die Dynamik der Lebensverhältnisse – überall. Mit der Erweiterung der Handlungsfreiheiten geht zugleich ein Verlust der sozialen Rhythmik einher, gehen Kontinuität und gemeinschaftlicher Zusammenhalt verloren. Skeptische Beobachter, zu denen *Geißler* zählt, sprechen in diesem Zusammenhang vom „Ende des Sozialen“ und warnen vor absehbaren und unabsehbaren Folgen.

■ Zeit gestalten heiße, Beziehungen zu gestalten – meint *Christel Eckart*. Neue Konzepte von Arbeit und Zeit

seien daran zu messen, ob und wie sie den Bürgerinnen und Bürgern Ressourcen zur Verfügung stellen, die ein Engagement ermöglichen: sowohl außerhalb der Erwerbs- als auch außerhalb der Familienarbeit. Beziehungen seien nicht auf zwischenmenschliche Fürsorge im privaten Bereich beschränkt, sondern wesentlicher Teil menschlicher Kommunikation und Interaktion. Ihre Entfaltung setze entsprechende soziale Bedingungen voraus.

■ Trotz gestiegenen Zeitdrucks wenden die Deutschen heute weniger Zeit für Erwerbs- und Hausarbeit auf als noch vor zehn Jahren. Ein Grund dafür ist der Rückgang der Zahl der Erwerbsarbeitsplätze bei gleichzeitiger Zunahme des Anteils älterer Menschen. Dass auch weniger Hausarbeit geleistet wird, erklärt *Claudia Pinl* mit der rückläufigen Zahl der Geburten bei gleichzeitig steigendem technischen Standard der Haushalte: „Es gibt mehr Geschirrspülautomaten und weniger Kinder.“ Dessen ungeachtet hat sich bei der Aufteilung der Hausarbeit nichts oder so gut wie nichts verändert – ein Ergebnis, zu dem auch *Vera Hewener* kommt. Außerdem gehen Frauen mit Zeit anders um als Männer. Sie nehmen Zeit intensiver wahr und gestalten sie bewusster als diese – so die Autorin. Männer werteten Zeit stärker als Produktionsgröße; der metaphysische Aspekt der Zeit sei bei ihnen schwächer ausgeprägt als bei den Frauen.

■ *Ludwig Heuwinkel* skizziert die Entwicklung der Geschichte der Zeit vom Mittelalter bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts. Während noch bis zum Spätmittelalter das Prinzip der Langsamkeit herrschte, sind moderne Gesellschaften durch Beschleunigungsprozesse gekennzeichnet – mit positiven und negativen Folgen. Der Autor setzt sich damit auseinander, wie Menschen heute Zeit erleben, wobei er einen Akzent auf die negativen Folgen der Beschleunigung legt.

Katharina Belwe ■

Helga Zeiher

Zeitbalancen

Obwohl wir auf eine Geschichte fortschreitender Arbeitszeitverkürzungen zurückblicken, fehlt heute mehr als zuvor die Zeit zur privaten Sorge für andere, vor allem für Kinder. Viele Menschen verzichten auf die Erfüllung ihres Kinderwunsches, weil sie sich nicht zutrauen, Erwerbs- und Sorgearbeit miteinander zu verbinden. Wir befinden uns in einer Phase des Umbruchs, was die gesellschaftliche Ordnung der Sorge für die nachwachsende Generation betrifft. Die tradierte Verteilung von Erwerbsarbeits- und Familienzeit zwischen den Menschen wie auch in der Alltags- und Lebenszeit der Einzelnen ist obsolet geworden, neue Zeitbalancen werden gesucht.

Im Familienleitbild der westlichen Industriegesellschaft – dem der Ernährer-Hausfrau-Familie – gab es ein Gleichgewicht zwischen Erwerbs- und privater Sorgearbeit. Es basierte auf einer Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern: Die Männer taten die eine, die Frauen die andere Arbeit; der harten, ökonomisch bestimmten Welt draußen stand die private, emotional geprägte Familienwelt gegenüber. Geschlechter- und Generationenordnung waren durch diese Arbeitsteilung miteinander in einer Weise verzahnt, die private Sorgezeit für Kinder und andere Sorgebedürftige jederzeit sicherstellte – auf Kosten des Ausschlusses der Frauen aus der Arbeitswelt.

Heute breitet sich in den Vorstellungen junger Erwachsener das in Europa und Nordamerika vorherrschende Familienmuster aus: die prinzipiell gleiche Beteiligung beider Eltern an der Erwerbs- und Familienarbeit, ermöglicht durch zunehmende Auslagerung von Sorgezeit für Kinder in wohlfahrtsstaatliche Betreuungseinrichtungen und Ganztagschulen. Die Arbeitsteilung zwischen Erwerb und familialer Sorge, die bisher zwischen den Geschlechtern bestand, hat jetzt jeder Elternteil innerhalb des eigenen Lebens selbst zu bewältigen; die Verbindung der Zeiten für Erwerbsarbeit und Familie ist zur individuellen „Arbeit des Alltags“¹ – noch immer überwiegend der Frauen – geworden. Die Sorgezeit wird jetzt arbeitsteilig

zwischen Familie und wohlfahrtsstaatlichen Institutionen aufgebracht.

Neue Zeitbalancen zu finden bleibt Eltern überlassen, und zwar unter Bedingungen, die noch dem alten Familienmuster entsprechen. Denn in Deutschland setzen die Zeitstrukturen der meisten Schulen und auch das Angebot an Betreuungsplätzen noch immer die Hausfrau voraus, die ihren Kindern jederzeit zur Verfügung steht. Das macht den Alltag Erwerbstätiger mit Kindern zu einem immer neuen schwierigen Balanceakt zwischen nicht vereinbaren Zeiten, zumal zugleich die Zeitanforderungen der Arbeitswelt wachsen. Flexible, destandardisierte Arbeitszeiten können Abhilfe schaffen, gehen aber oft mit Verlagerungen und Verlängerungen der Arbeitszeit und mit einem größeren Zeitdruck einher. Es ist bewundernswert, wie es – ungeachtet solcher „strukturellen Rücksichtslosigkeit“, die der Soziologe Franz-Xaver Kaufmann schon vor langer Zeit angeprangert hat – vielen Eltern gelingt, diese Gratwanderung zu meistern, freilich unter ständig wachsendem Zeitstress. Großeltern, Freunde, Hauspersonal oder Dienstleistungsfirmen werden eingesetzt. Mit Hilfe flexibler und individualisierter Arbeitszeiten gelingt es einigen Eltern, zeitversetzt zu arbeiten, das heißt ihre Arbeitszeiten so zu teilen, dass ein Elternteil jeweils Zeit für das Kind hat – ein täglicher Staffellauf.

Das Problem liegt freilich nicht nur in der Zeitkoordination der komplexer gewordenen alltäglichen Lebensführung. Es besteht vor allem darin, dass die beiden Arbeitsbereiche andere Zeit-, Beziehungs- und Handlungslogiken haben. Sorgen für das physische und emotionale Wohl von Menschen ist nicht vergleichbar mit marktförmiger Erwerbsarbeit und auch nicht auf diese Weise organisierbar. Wenn das Sorgen für Kinder, Kranke und Alte in die Arbeitswelt verlagert wird, wird es in Teilarbeiten zerlegt, die zeitlich und personell voneinander getrennt stattfinden. Damit wird die Ganzheitlichkeit der familialen Sorge aufgehoben. Als Erwerbsarbeit wird das Sorgen formal organisiert und marktgemäß rationalisiert. Die Zeitlogik der Ökonomie dringt damit in Lebensbereiche ein, die bislang davon ausgenommen waren. Doch Sorge-

1 Karin Jurczyk/Maria S. Rerrich (Hrsg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung, Freiburg 1993.

arbeit lässt sich nicht ohne Qualitätsverlust rationalisieren.

Auch die verbleibende private Zeit gerät unter Veränderungsdruck. Zeit für privates Leben wird den Anforderungen aus der Arbeitswelt wohl oder übel nachgeordnet, und damit gewinnen diese an Macht. Sehr eindrücklich zeigt das die amerikanische Soziologin Arlie R. Hochschild.² Sie beschreibt in Fallstudien erwerbstätiger Eltern, wie sich die Zeiten der Beziehungspflege und Sorge im Familienalltag immer mehr verringerten, weil sich Zeitmangel, Segmentierung und Effizienzsteigerung innerhalb der knappen Zeit, die für die Kinder vorhanden war, wechselseitig so sehr verstärkten, dass diese Eltern aus den häuslichen Zeit-Anstrengungen in mehr Erwerbsarbeit flohen. Während Arbeitsplätze immer attraktiver wurden, zog zu Hause das aus der Arbeitswelt verschwundene tayloristische Arbeitszeitregime ein: auf subtilen Wegen mit dem Einverständnis der Menschen, ohne Zwang. Diese Dynamik der „verkehrten Welten“, so Hochschild, beherrsche eine zunehmende Anzahl amerikanischer Familien, freilich neben einer ebenfalls zunehmenden Anzahl derer, denen eine Balance von Arbeit und Familienleben mehr oder weniger gut gelinge.

Die Schubkräfte der Balanceverschiebungen kommen keineswegs allein aus der Ökonomie, sondern sind auch auf demokratische Entwicklungen zurückzuführen. Der vermehrte Eintritt von Frauen in die Erwerbsarbeit hat einerseits ökonomische, andererseits emanzipatorische Gründe. Er erklärt sich sowohl aus dem Bedarf der Wirtschaft an weiblichen Arbeitskräften und dem in jüngster Zeit wachsenden Armutsrisiko von Familien als auch aus dem Emanzipationsanspruch der Frauen. Die kulturelle Dominanz der Arbeitswelt kommt darin zum Ausdruck, dass in der Frauenbewegung Gleichheit vor allem über die Beteiligung in der Erwerbssphäre angestrebt wurde. Die entsprechende Übernahme eines Teils der privaten Sorgearbeit durch die Männer folgt der Neuverteilung der Erwerbsarbeit nur sehr langsam. Männer sind traditionell weitaus mehr in arbeitsweltliche Wert- und Karrierestrukturen eingebunden.

Die Zeitstruktur des Kinderalltags, der zuvor allein durch die Schule arbeitsweltlich strukturiert war, wird jetzt auch durch die Arbeitszeit-Sorgezeit-Verteilungsmuster der Eltern geprägt. Dabei wird mehr Zeit, welche die Kinder bislang in der

Familie verbracht haben, in externe Betreuungseinrichtungen und Bildungsinstitutionen verschoben. Es erfolgt eine Art Outsourcing von Sorgearbeit, das dem Interesse der Wirtschaft in doppelter Weise gerecht wird: dem Interesse an der aktuellen Arbeitskraft der Eltern und an einer besseren Qualifikation der Kinder als den künftigen Arbeitskräften. Auch das ökonomische Interesse an Kindern verbindet sich mit einem demokratischen Motiv. Denn mehr professionelle Betreuungs- und Schulungszeit verspricht eine Emanzipation der Kinder – deren allmähliche Herauslösung aus der Abhängigkeit familialer Bildungsvermittlung – und damit eine größere soziale Chancengleichheit, ein Argument, das in den Debatten über die PISA-Ergebnisse betont wird.

Es wird gegenwärtig viel darüber nachgedacht, wie Eltern das Finden neuer Balancen im Alltagsleben erleichtert werden könnte. Dabei geht es um die Lage und Verlässlichkeit von Arbeitszeiten, um mehr Plätze für Kinder in Betreuungseinrichtungen und längere Zeiten der außerhäuslichen Betreuung sowie um längere tägliche Schulzeiten in Halbtagsgrundschulen und Ganztagsgrundschulen. Kommunale Zeitpolitik soll dazu beitragen, dass Konflikte zwischen den Zeiten der Arbeit, der Kinderinstitutionen, der kommunalen und privaten Dienste und der Wege und Transporte vermieden werden. Um das Überhandnehmen ökonomischer Zwänge im Leben der Menschen zu stoppen, ist jedoch mehr als eine Konfliktentschärfung erforderlich. Vielmehr muss grundsätzlich darüber nachgedacht werden, wie die Zeitbalance von Arbeit und Leben, von zeitökonomisch rationalisierter Arbeit und Sorgearbeit aussehen könnte.

Zeit zum Sorgen füreinander, für die Pflege von Beziehungen und Bindungen darf keine Restgröße sein. Privates Sorgen für Sorgebedürftige jeden Alters sollte als ebenso wichtige Arbeit gelten wie Erwerbsarbeit, auch in der wohlfahrtsstaatlichen Ressourcenverteilung. Zwei nichtökonomische Gründe dafür hat Christel Eckart genannt:³ erstens die individuelle Lebensqualität derer, die gemeinsame Zeit in wechselseitigen Beziehungen verbringen: „Fürsorge ist ein unerlässlicher Teil unserer Persönlichkeit, Grundlage bedeutungsvollen Handelns und der Intersubjektivität.“ Als zweiten

2 Vgl. Arlie R. Hochschild, Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Opladen 2002.

3 Vgl. Christel Eckart, Balance zwischen beruflichen, familiären und zivilgesellschaftlichen Aufgaben. Vortrag in der Ev. Akad. Tutzing, März 2004. *Anmerkung der Redaktion*: Siehe auch den Beitrag von Christel Eckart in dieser Ausgabe.

Grund hat Eckart die gesellschaftliche Lebensqualität angeführt, die im „Sorgen für die gemeinsame Welt“ (wie Hannah Arendt es nannte) bestehe, auch auf zivilgesellschaftlicher Ebene, denn öffentliche demokratische Praxis wurzele in der Erfahrung privater Bindungen.

Es muss auch mit Blick auf das Alltagsleben der Kinder darüber nachgedacht werden, wie die richtige Balance von „Arbeit und Leben“ aussehen soll. In der Regel gerät nur die „Arbeit des Alltags“ der Eltern in den Blick; Kinder erscheinen als Auslöser von Zeitproblemen ihrer Eltern. Dieser einseitige Blick entspricht Verhältnissen, in denen Kindern keine eigenständige Position in der Gesellschaft zugebilligt wurde, sie vielmehr rechtlich und ökonomisch vollständig in die Familie eingeschlossen waren.

Inzwischen haben die Demokratisierungs- und Individualisierungsprozesse des zwanzigsten Jahrhunderts jedoch auch die Kinder – als letzte Bevölkerungsgruppe nach den Frauen – erreicht. Heute haben Kinder wie Erwachsene einen Anspruch auf die Erfüllung der Grundrechte. Thomas Olk argumentiert zu Recht, dass ihr Anspruch auf Wohlfahrt als Bürgerrecht zu begründen sei, nämlich als individuelles Recht und nicht mehr nur als Recht, das aus – zunehmend von ökonomischen Erfordernissen beherrschten – Interessen Erwachsener abgeleitet ist.⁴ Kinder haben danach ein eigenständiges Recht gegenüber der Gesellschaft – nicht nur gegenüber der Familie – auf die Berücksichtigung ihrer Bedürfnisse und Interessen. Es genügt folglich nicht, nur im Leben der Eltern nach einer neuen Zeitbalance zwischen Erwerbsarbeit und Sorgearbeit zu suchen, vielmehr muss auch die Lebensqualität der Kinder, ihr Anspruch auf Zeit, größeres Gewicht erhalten. Das gilt nicht nur für die private familiäre Lebensführung, sondern auch hinsichtlich politischer Entscheidungen, die Optionen der Eltern für Sorgezeiten betreffen, und für Entscheidungen über die Zeitorganisation im Bildungs- und Betreuungswesens.

Aber welchen Bedarf an Sorgezeit haben Kinder? Wieviel elterliche Zeit brauchen Kinder? Die Vorstellungen darüber haben sich in den letzten Jahrzehnten gewandelt. Der sich in Sorgearbeit „aufopfernden“ Mutter entsprach die Vorstellung vom in hohem Maße sorgebedürftigen Kind. Diese Vorstellung ist auch heute – ungeachtet anderer Lebensweisen der Mütter und veränderter Kindheitsbedingungen – noch realitätsmächtig. Seit

alles Tun der Kinder als lern- und sozialisationsbedeutsam gilt, seit den siebziger Jahren, hat sich die Sorgearbeit verändert und erweitert; die Familie ist zum Dienstleistungsbetrieb für das Kind geworden. Doch Erwerbsarbeit von Müttern erlaubt es schwerlich, ein so umfassendes Sorgeverständnis zu realisieren. Jeanne Rubner hat kürzlich⁵ den besonders niedrigen Anteil deutscher Frauen, die Kinder bekommen, auf einen, wie sie meint, falschen Umgang mit diesem Konflikt zurückgeführt: Zu viele junge Erwachsene würden eher auf Kinder verzichten als überzogene Ansprüche an gute Elternschaft zu revidieren.

Auch Vorstellungen über die Qualität des Zeitbedarfs von Kindern haben in allen Epochen dem Zeitgebrauch entsprochen, der in der Arbeitswelt vorherrschte. Im Industriezeitalter wurde die strikte Anpassung an vorgegebene Zeitstrukturen verlangt, in der Schule wie beim Stillen der Säuglinge. Es herrschte die Überzeugung, dass Kinder feste Alltagsrhythmen, insbesondere eine feste Zeitordnung für Essen und Schlafen, benötigten. In den späten sechziger Jahren, als sich der Dienstleistungssektor rasch vergrößerte und Individualisierungsprozesse tradierte Normen der Lebens- und Alltagsabläufe der Menschen außer Kraft setzten, entwickelte sich eine entgegengesetzte Vorstellung: Kinder könnten und sollten ihre Zeit selbst regulieren, nach Möglichkeit ohne Eingriffe von außen. Der Bürgerstatus, den wir Kindern heute zuerkennen, verlangt, sie nicht nur als Empfänger von Sorge und Erziehung, sondern auch als aktiv Handelnde einzubeziehen: Wie wollen Kinder selbst mit ihrer Zeit umgehen? Forschungsergebnisse zeigen: Kindern ist wichtig, ihre Zeit selbst einteilen zu können – sie können das oft früher, als die Eltern glauben. Und: Kinder wünschen sich, dass Eltern Zeit für sie haben. Eltern sollen sich ihnen zeitweise ganz zuwenden, aber es soll auch Situationen gemeinsamer Anwesenheit ohne gemeinsame Aktivitäten mit den Eltern geben. Kinder schätzen es durchaus, zeitweilig auf sich allein gestellt zu sein. Sehr wichtig ist dabei für sie, dass sie sich auf elterliche Zeiten verlassen können.

Damit sind genau die Kriterien angesprochen, die in der neuen Bewegung für Zeitpolitik gegenwärtig als Kriterien für zeitliche Lebensqualität, für „Zeitwohlstand“, diskutiert werden:⁶ über die eigene Zeit selbst bestimmen können, Zeit mit

4 Vgl. Thomas Olk, Kinder und Kindheit im Wohlfahrtsstaat – eine vernachlässigte Kategorie? Zeitschrift für Sozialreform, 50 (2004) 1–2, S. 81–101.

5 Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 8./9. 5. 2004.

6 Vgl. Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik, Zeit für Zeitpolitik, Bremen 2003; Jürgen Rinderspacher (Hrsg.), Zeitwohlstand, Berlin 2002.

anderen Menschen verbringen zu können, also Zeit für Beziehungen und Bindungen zu haben, und Zeit, die nicht durch Entzug von Möglichkeiten entwertet ist. Anhand solcher Kriterien wären die Optionen für neue Balancen von Arbeit und Leben zu prüfen. Menge und Qualität der Sorgezeit Erwachsener *für* Kinder (unter anderen) und der Zeit *der* Kinder in Familie, Betreuungsarrangements und Schulalltag dürfen nicht zur Restgröße ökonomisch dominierter Entwicklung wer-

den. Die zeitliche Lebensqualität aller Generationen in allen Bereichen des Lebens muss bei der Suche nach neuen Balancen auf den Prüfstand gestellt werden. Es geht dabei um Balancen nicht nur im Sinne konfliktfreier Zeitkoordination, sondern auch zwischen den Gewichten und den Zeitlogiken der verschiedenartigen Lebensbereiche, nicht nur innerhalb des individuellen Lebens, sondern auch zwischen dem eigenen Leben und dem Leben der anderen, für die Sorge getragen wird.

Grenzenlose Zeiten

Italo Svevo, ein über Jahrzehnte verkannter Schriftsteller, beschreibt in einem seiner im Triester Kaufmannsmilieu der untergehenden österreich-ungarischen Monarchie spielenden Romane eine eher beiläufige Szene, deren Symbolik erst heute ihre volle Ausdruckskraft erlangt: In einem Handelsbüro taucht im Rahmen einer Modernisierung der Geschäftsräume ein überraschendes Problem auf. Niemand weiß, wohin ein Schild gehört, auf dem „Privat“ steht. Keiner kann sagen, wo es noch gebraucht werden könnte. Das Private, so die Botschaft Svevos, ist nicht mehr länger lokalisierbar, es hat seinen Ort verloren. Jene Ratlosigkeit, vor der die Büroangestellten bereits vor 100 Jahren bei ihren Aufräumarbeiten standen, beschreibt eine Situation, die in den derzeitigen postmodernen Zeiten zum Dauerzustand wird.

Die Zeit hat ihren Ort und der Ort hat seine Zeit verloren. Rund um die Uhr und beinahe an jedem Ort können wir heute einkaufen und verkaufen. Demnächst wird es möglich sein, je nach Bedarf, und das heißt nichts anderes als unabhängig von aller Uhrzeit, die spontan gewünschten Programmangebote im Fernsehen abzurufen. Ähnliche Tendenzen kann man bei Verabredungen feststellen. Sie werden neuerdings relativ kurzfristig und damit potenziell zu jeder Zeit getroffen und verwirklicht. Das Mobiltelefon macht's möglich: „Ich komm gleich mal vorbei. Schön, dass Du da bist!“

Die Zeiten ändern sich, und mit ihnen der Alltag des Lebens. Zumindest gilt dies für Herrn Dr. Habermann – und diese Habermanns vermehren sich rapide: Wie vereinbart, kommt Herr Dr. Habermann jeden Freitag um 14 Uhr in die Beratung von Frau Dr. Wedekind. Heute jedoch verspätet er sich. Frau Dr. Wedekind wartet also auf ihren Klienten. Um 14.10 Uhr erhält sie einen Anruf von ihm: „Entschuldigen Sie bitte, Frau Dr. Wedekind, ich kann heute nicht pünktlich bei

Ihnen sein, da ich in einem Verkehrsstau stecke. Aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, können wir ja mit der Beratung schon mal anfangen.“

Orte und Zeiten werden flexibler. Das gilt sowohl für Berater und Beraterinnen als auch für deren Klienten. Die ehemals starren Regime von Ort und Zeit stehen nicht nur für diese, sondern auch für alle anderen Bürgerinnen und Bürger dieses Landes zur Disposition. Beratung etwa kann neuerdings überall stattfinden, nicht nur in den dafür vorgesehenen Räumlichkeiten und nicht nur zu den vereinbarten Zeiten. Für viele tausend andere Aktivitäten gilt dies ebenso. Die Entgrenzung von Raum und Zeit beherrscht die Dynamik der Lebensverhältnisse. Das gilt auch im ursprünglichen Wortsinn. Ohne den Fuß vom Gaspedal nehmen zu müssen, können heute die Staatsgrenzen der EU passiert werden. Weitgehend entortet ist zudem das, was man kauft, was man isst, trinkt und auch vieles von dem, was erfahren und erlebt wird. Das orts- und das zeitgebunden Spezifische „verkommt“ hingegen zunehmend zur Folklore.

Die Entgrenzung des Örtlichen und des Zeitlichen verändert das Angebot aber auch inhaltlich in fundamentaler Art und Weise. Tankstellen, ehemals begrenzt auf den Verkauf von Kraftstoffen und Dienstleistungen der Autopflege, tätigen einen Großteil ihres Umsatzes inzwischen mit Gebrauchs- und Verbrauchsgütern des täglichen Bedarfs. Folge ist, dass Tankwarte inzwischen mehr Brötchen backen als die dafür ausgebildeten Bäcker. In Einzelhandelsgeschäften kann man neuerdings Kraftfahrzeuge, Autozubehör und manchmal sogar Immobilien erwerben, im Stehkafee Versicherungspolice, Goldschmuck und Gartenmöbel. Ferienreisen beschränken sich nur mehr in wenigen Ausnahmefällen auf die Befriedigung eines einzigen Bedürfnisses. Die Reisebüros berichten, ihre Kunden bevorzugen derzeit eine Kompaktkombination von Kultur, Erholung, Bildung und Unterhaltung. Eine solche Vergleichzeitigung der „Unordnung“ ist es, welche die höchsten Wachstumsraten beim Umsatz sowie bei Käufern und Verkäufern die attraktivsten materiellen und immateriellen Profite verspricht. Das endlose Glück auf Zeit hat seinen Preis.

Zu diesem Thema gibt es erheblich mehr zu sagen, als es der redaktionell genehmigte Umfang dieses Beitrages möglich macht. Ausführlicheres steht in: Karlheinz A. Geißler, Alles. Gleichzeitig. Und zwar sofort – Unsere Suche nach dem pausenlosen Glück, Freiburg 2004.

Zeitliche und örtliche Entgrenzung geschieht überall. Ganz besonders aber lässt sie sich an den Verkehrsknotenpunkten dieser Welt beobachten, an den Rast- und Tankstellen, den Bahnhöfen und den Airports. Hier entstehen die großen Einkaufs-, Unterhaltungs-, Vergnügungs- und Begegnungszentren. Die Tore zur Welt werden selbst zur Welt, und stellen sich doch bei ihrer offerierten Entscheidungsvielfalt nicht selten als äußerst einfältig dar: an jedem Ort, zu jeder Zeit, die gleich sterile Vielfalt. Nicht nur am Münchner Flughafen können sich Hungrige zwischen Noodle-Bar, Sushi-Tresen, Thai-Food und lokal entgrenztem Hofbräuhaus entscheiden. Eine fast identische Ansammlung von Imbissbuden der gehobenen Klasse mit entsprechend gehobenen Preisen ist weltweit dort anzutreffen, wo sich eilige Menschen auf ihren Transport vorbereiten.

Es sind in allererster Linie die in diese flexible Gesellschaft hineinwachsenden jungen Menschen, die nicht auf die Vorteile entgrenzter Orte und Zeiten verzichten wollen. Mit Hilfe des Entgrenzungsinstrumentes „Walkman“ können sie beispielsweise jederzeit und überall in die Welt von Bibi Blocksberg, Momo oder Madonna eintauchen. Etwa 80 Prozent aller 6- bis 13-jährigen Deutschen besitzen heute ein solches zeit- und ortsunabhängiges Illusionsgerät. Dazu noch viele andere; und täglich kommen neue dazu.

Der englische Soziologe Anthony Giddens verlieh dieser Tendenz das Charakteristikum der „Entbettung“. Er beschreibt damit das „Herausheben sozialer Beziehungen aus ortsgebundenen Interaktionszusammenhängen und ihre unbegrenzte Raum-Zeit-Spannungen übergreifende Umstrukturierung“¹. Das führt, so Giddens, schließlich zu jenem Phänomen, das heute gerne „Globalisierung“ genannt wird. Sie stellt sich als eine „Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen dar, durch die entfernte Orte in solcher Weise miteinander verbunden werden, dass Ereignisse an einem Ort durch Vorgänge geprägt werden, die sich an einem viele Kilometer entfernten Ort abspielen, und umgekehrt.“² Die israelische Post hat diese Giddens'sche Erkenntnis in ein Dienstleistungsangebot transferiert und bietet konsequenterweise an, per E-Mail nach Jerusalem versandte Gebete auszudrucken, um diese dann von Angestellten zwischen die Steine der Klagemauer stecken zu lassen.

1 Anthony Giddens, *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt/M. 1995, S. 33.

2 Ebd., S. 85.

Die „Veröffentlichung“ des Privaten

Weniger denn je werden Räume und Zeiten über Grenzen markiert. Die Medien- und die Informationstechnologie und deren rasante Verbreitung haben diese verflüssigt, entmaterialisiert und virtualisiert. Der Raum wird tendenziell „getötet“ – eine Formulierung, die Heinrich Heine anlässlich seiner Beschreibung der inzwischen mehr als 150 Jahre zurückliegenden Eröffnung der Eisenbahnlinie von Paris nach Rouen bereits zur Beschreibung seiner Beschleunigungserfahrungen verwendete.

Grenzüberschreitungen sind zu einer wichtigen ökonomischen Produktivkraft geworden. Man kann sich ihnen nur mehr mit viel Aufwand und hohem Energieeinsatz entziehen. Gegebenenfalls auch gegen ihren Willen müssen alle mitmachen. Die Orte des sozialen Lebenszusammenhangs verlieren durch diesen Prozess zunehmend ihre Privatheit, maßgeblich noch unterstützt durch die Installation von Apparaturen, die mit Lichtgeschwindigkeit den Anschluss an das jeweils aktuelle Weltgeschehen herstellen. Auch sind die Fabrik, das Büro, der Arbeitsplatz nicht mehr länger jene Orte, an denen sich die Arbeit in exklusiver Art und Weise konzentriert. Dies gilt insbesondere in Bereichen, wo Informationen und Daten bearbeitet werden. Die traditionellen Trennlinien, die Abgrenzungen von Arbeit und Nicht-Arbeit, zwischen Privatem und Öffentlichem, sie werden porös. Ein orts- und zeitloses Netzwerk tritt an deren Stelle. Mit Computer, Fernseher, Telefax, Mobiltelefon, Laptop und anderen Geräten mehr wird der Abschied vom Privatleben eingeleitet und vorangetrieben. So fanden noch bis vor nicht langer Zeit Telefongespräche in abgeschlossenen Räumen und Zellen statt, die der Privatheit Schutz boten. Die passive Teilnahme an der jeweiligen fernmündlichen Unterhaltung galt noch vor kurzem als grobe Verletzung der Intimsphäre. Das hat sich seit der Verbreitung des Mobiltelefons gründlich geändert. Intimste Details aus dem Privatleben und unterschiedlichste Geschäftsgeheimnisse werden heute ohne große Zurückhaltung in Anwesenheit völlig fremder Menschen preisgegeben. Selbst die Toiletten gelten nicht länger mehr als jene Orte, an denen man nicht zu sprechen ist. „Das Wohnzimmer gehört uns“, proklamiert der niederländische Philips-Konzern mit imperialer Geste – und dabei wird es nicht bleiben. Der Kampf ums „stille Örtchen“ hat schon begonnen. „Das Internet ist so sehr zum Bestandteil des Alltagslebens geworden, dass das Surfen auf dem Klo

der nächste natürliche Schritt ist. Die Menschen haben bislang nach einem Buch oder einer Zeitschrift gegriffen, wenn sie auf dem Klo waren, jetzt werden sie sich einloggen“, meint Tracy Blacher von MSN. „Es ist spannend, wenn man daran denkt, dass der kleinste Raum jetzt zu einem Gateway in die riesige virtuelle Welt werden kann.“³

Die „Privat“-Wohnung hat sich zu einem konflikt- und entscheidungsreichen Spannungsfeld zwischen globalem Raum und konkretem Ort des sozialen Lebens gewandelt. Geschäfte werden, nicht immer zur Freude anwesender Familienmitglieder, jederzeit vom Wohnzimmer aus getätigt. Die Arbeit wird nicht selten mit nach Hause genommen oder kommt auf elektronischem Weg aus dem Büro. Für einen zunehmend größer werdenden Teil der Bürobeschäftigten ist dies inzwischen Realität. Die Statistiken zeigen, dass jeder/jede Dritte diese Art der Entgrenzung praktiziert. Zahlen aus Amerika belegen, dass 23 Prozent der dortigen Internet-Nutzer am Wochenende zu Hause ihre berufsbezogenen Mails lesen und 42 Prozent dies sogar in ihrem Urlaub tun.

Die Wohnung wird jedoch nicht nur zur Arbeitsstätte, sondern darüber hinaus auch zum Depot für Informationen und Nachrichten. Mittels Fernabfrage sind die eigenen vier Wände auch von außerhalb zu allen Zeiten zugänglich. Die in Deutschland grundgesetzlich als privater Raum geschützte Wohnung öffnet sich zur Welt. „Stärken Sie Ihren Internet-Browser und schon stehen Sie mit der ganzen Welt in Verbindung“, verspricht Microsoft – und nicht wenige folgen solcher Aufforderung. Die Auswirkungen dieser Entwicklung aber stellen sich im Hinblick auf die Lebensqualität keineswegs als „neutral“ dar. Sie belasten die Subjekte mit der Notwendigkeit, eine bisher nicht gekannte Koordinationsakrobatik von unterschiedlichen Zeitansprüchen auszuüben. Daher auch mehrt sich die Zahl der skeptischen Beobachter. Sie sprechen u. a. vom „Ende des Sozialen“ und warnen darüber hinaus von absehbaren und unabsehbaren Folgen, die „Nebenfolgen“ zu nennen fahrlässig wäre.

Ist die Wohnung erst einmal multimedial hochgerüstet, entgrenzt sie sich nicht nur lokal, sondern auch in zeitlicher Hinsicht. Von den ISDN- und UMTS-Umgebungen gehen keine zeitlichen Strukturierungsangebote für die alltägliche Lebensführung mehr aus. Diese Technologien folgen nicht mehr den Ordnungsprinzipien traditioneller, sozialer und/oder biologischer Rhythmen und auch

nicht jenen Takten, welche die Uhr vorgibt. Wer sich für das „komplette Büro in der Handtasche“ entscheidet, kennt weder Feierabend noch Wochenende, hat die alltagskulturelle Verankerung der Trennung von Arbeit und Freizeit für sich aufgelöst. Rund um die Uhr ist die Erreichbarkeit gesichert, zumindest auf der Mailbox, durchs Faxgerät oder per E-Mail. Nicht mehr länger wird das soziale Leben durch örtlich spezifische Zeitgestalten geprägt. Immer mehr sind es die Zeitbedarfe externer und entgrenzter Kommunikationspartner, welche die Privatheit der eigenen vier Wände einer Dauerpräsenz ausliefern. Das Telefon, insbesondere dessen mobile Variante, übt eine extensive Form der Zeitherrschaft aus, da es die Anrufer sind, die ihre Zeit den Angerufenen jeweils aufzwingen. Letztere rennen fix zum Telefon oder suchen hektisch in ihren Kleidungsstücken nach ihm, wenn sie die ihnen vertrauten Klingeltöne hören. Das Telefon ist ein „unwiderstehlicher Eindringling“ (McLuhan). Von „neuer Freiheit“ kann dabei nur sehr eingeschränkt gesprochen werden.

Der Zwang zur Zeitfreiheit

Die zweifelsohne mit den elektronischen Medien auch einhergehende Erweiterung von neuen Handlungsfreiheiten und bisher unbekanntem Wahlmöglichkeiten hat ihren Preis. Bezahlt wird er u. a. mit der zunehmenden Eliminierung des Privaten und dem Verlust von sozialer Rhythmik, Kontinuität und gemeinschaftsstabilisierendem Zusammenhalt.

Das Beharrungspotenzial, das in der Regelmäßigkeit und der Berechenbarkeit von sozialer und aufgabenorientierter Zeitorganisation verankert war und ist, geht mit wachsender Entgrenzung verloren. Es steigt die Anzahl kurzfristiger Dispositionen. Der Druck zum permanenten Zeitmanagement nimmt zu. Der Aufwand an zusätzlichen Orientierungsleistungen und an dauerhaften Strukturierungs- und Koordinationsaufgaben wird größer. Zwar lässt sich dieser wiederum mittels neuer Technologien teilweise abfedern, zu einem immer größer werdenden Teil muss er dennoch von den Gruppen- und Familienmitgliedern selbst erbracht werden. So nimmt der Alltag, auch jener, der sich zu Hause abspielt, zunehmend die Merkmale von Arbeit an. Dies mit dem Effekt, dass sich schließlich auch Arbeit und Freizeit entgrenzen und vermischen. Eine solche Entwicklung wiederum betrifft dann nicht mehr nur die Angestell-

³ Zitat aus Florian Rötzer, Das Internet zieht ins öffentliche Klo ein; 2003: <http://www.telepolis.de/deutsch/inhalte/te/14747/1.html>.

ten und Kunden der Westdeutschen Landesbank, die uns alle wissen lässt: „Bei uns hat der Arbeitstag 24 Stunden. Und fünf Kontinente.“

Als Trendsetter der Entgrenzung fungieren die Medien. Radio und Fernsehen haben bereits vor einiger Zeit ihre ehemals tagesrhythmische Struktur zugunsten eines 24-Stunden-Programms aufgegeben. Eine solche Entwicklung steht auch anderen Institutionen bevor. Alles was systematisch, speziell in Form von Stundenplänen, organisiert ist, steht unter Flexibilisierungsdruck. Das wird schließlich sogar auch an der Schule, einer Institution, die bisher für ihre Inflexibilität berüchtigt war, nicht spurlos vorübergehen. In schweizerischen Volksschulen beispielsweise ist der (Binnen-)Stundenplan inzwischen weitgehend abgeschafft. Die Fächer entgrenzen sich. In der beruflichen Aus- und Weiterbildung lassen sich in Deutschland ähnliche Entwicklungen beobachten. Dort wird neuerdings das „Lehrgangsprinzip“ durch das so genannte „modulare Organisationsprinzip“ ersetzt. Hiervon verspricht man sich erheblich mehr Flexibilität, sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher Hinsicht. Politisch erhält diese Tendenz starken Rückenwind, zumal die parlamentarischen Gestaltungsmehrheiten inzwischen auch andere traditionelle gesellschaftliche Zeitstrukturen, wie etwa Ladenöffnungszeiten, Wochenend- und Saisonregelungen, als abzubauen „Fortschrittsbremsen“ identifiziert haben. In Konsequenz dieser Reformen wurden jüngst auch die zeitlichen Regelungen von Sommer- und Winterschlussverkäufen aufgehoben. Der Ausverkauf findet neuerdings das ganze Jahr über statt – und selbstverständlich überall. Nicht ganz auszuschließen ist, dass sich die Politik bei diesem Trend selbst nicht ausnimmt und vieles von dem zum Ausverkauf anbietet, was sie ehemals als ihre eigene Aufgabe verstand.

Vom Naturrhythmus „befreit“ sind immer häufiger auch unsere individuellen Entscheidungen, so etwa beim Einkauf jener Nahrungsmittel, die wir zum Essen benötigen. Das entsprechende Angebot ist in den Supermärkten bereits seit längerem nicht mehr saisonal geprägt, mit der Folge, dass den Verbrauchern die lokalen Wachstums- und die Erntezyklen der Früchte und des Gemüses inzwischen weitgehend unbekannt sind. Die letzten Areale „naturbelassener Zeiten“ in der Gesellschaft werden gerodet. Der beschleunigte globalisierte Transport macht alle jahreszeitlichen Einschränkungen überflüssig (die jedoch aus ökologischen Gründen weiterhin durchaus sinnvoll wären). Ähnliche Entgrenzungsstrategien erleben wir auch im Alltag, zum Beispiel bei Entscheidungen über

die Urlaubsgestaltung. Mehrere, übers Jahr verteilte so genannte „Kurzurlaube“ lösen den für die Industriemoderne typischen längeren Sommerurlaub ab. Die beschleunigten Transportmöglichkeiten, speziell die des Flugzeuges, machen darüber hinaus all jene Personen, die über genügend Kaufkraft verfügen, vom saisonalen Wetter unabhängig. Vergleichbares gilt übrigens für Mieter von Strandkörben, die neuerdings mit Internetanschluss ausgerüstet werden – sie werden in örtlicher Hinsicht „befreit“. Nicht nur Gewohnheiten und Traditionen veralten bei dieser Entwicklung rapide, sondern auch Gefühle – zumindest das des Fernwehs ist heute kaum mehr bekannt. Netze haben kein Zuhause – und deshalb auch fühlen sich immer mehr Menschen dort beheimatet, wo sie ihre Mails jeweils lesen. Damit hat die Vorstellung von einem ortsfixierten Zuhause ausgedient.

„Deregulierung“ nennt sich dieses Programm, mit dem immer mehr Entscheidungen über Zeit und Ort auf Einzelpersonen übertragen werden. Dieser Prozess verändert die gesellschaftliche und die soziale Ordnung in grundlegender Art und Weise. Die Konsequenzen für die sozialen Systeme, ebenso wie jene für die Individuen und deren Lebensvollzug, dürften gravierend sein. Am Wegesrand dieses neuen Fortschritts werden all jene zurückgelassen, die zu langsam sind, und auch diejenigen, die sich nicht „vernetzen“ lassen. Realistisch einschätzbar sind die Folgen derzeit noch nicht. Mit den vielen Risiken gilt es daher vorerst zu leben. So bleibt nur, sie wenigstens anzudeuten.

Die Individualisierung der Zeitordnung und ihre Folgen

„Selbstbedienung“ ist das flächendeckend anzutreffende Handlungsmodell der Postmoderne – speziell gegenüber der Zeit und deren Maßen. Die Einzelnen werden mehr oder weniger gezwungen, ihre je eigene Zeit und deren Ordnung täglich neu zu „erfinden“. Dies lässt sich zweifelsohne als ein Gewinn von zusätzlicher Zeitsouveränität interpretieren. Der Preis dafür besteht jedoch in der Nötigung, allzeit zeitsouverän sein zu müssen, auch wenn man dies nicht kann oder nicht will. Das aber schränkt die Zeitsouveränität wieder ein. Heute existieren immer weniger gesicherte Grundlagen der Zeitordnung, und wenn überhaupt, dann bestehen sie nur kurzfristig. Es gibt keine sozial festgelegte „richtige“ und auch keine „falsche“ Zeit mehr. Die Individuen können und müssen, je

nach Situation, selbst bestimmen, welche Zeit für sie jeweils richtig und welche falsch, welche wichtig oder unwichtig ist. Damit aber übernehmen sie auch die Konsequenzen für die jeweils selbst hergestellte Zeitordnung. Neben einem erfreulichen Zuwachs an Entscheidungsfreiheit führt dies tendenziell zu größeren und umfangreicheren Zeitkonflikten, zu mehr Unsicherheiten und zum Anwachsen des zeitlichen Orientierungsbedarfs. Dies wiederum hat den Effekt, dass man immer mehr Zeit für die Zeit benötigt, sich der Zeitdruck also spürbar weiter erhöhen wird – trotz und wegen der vielen neuen Zeitspargeräte.

Die Zunahme der Zeitkonflikte

Durch die Individualisierung der Zeitordnungen wächst die Vielfalt neuer Erlebnis- und Erfahrungsmöglichkeiten. Diese lassen sich durch das systematische Ausschöpfen der Beschleunigungspotenziale des Individualverkehrs – das Auto sieht nach dem inzwischen massenhaft genutzten Zugang zum Internet ziemlich alt aus – weiter erhöhen. Aber jeder Stau, jede Unterbrechung, jede Störung bringt uns in unserem zeitlich „ausoptimierten“ Alltag in neue, aufwändige Zeitkonflikte. Flughäfen, die hektischen Marktplätze der Postmoderne, sind dafür die geeignetsten Beobachtungsobjekte. Nirgends wird häufiger gewartet, herumgestanden, aber nirgendwo wird auch mehr gehetzt und gehastet als an diesen flüchtigen Orten. Nirgends auch wird deutlicher, wie mobilitätsbedingte Zeitgewinne in Zeitverluste umschlagen und wie die Schnelligkeit den Druck auf die Beschleunigung von Anschlusshandlungen erhöht.

Symptomatisch dafür ist der hektische Manager, der, von einem 14-tägigen Meditationskurs aus einem nepalesischen Kloster kommend, das Bodenpersonal wegen eines verpassten Anschlussfluges erregt beschimpft. Das Gefühl, etwas zu versäumen, steigt mit zunehmender Wahlfreiheit und mit den größer werdenden Wahlmöglichkeiten. Immer mehr findet gleichzeitig statt und auch immer mehr zu einem Zeitpunkt, an dem man schon etwas anderes vorhat. „Zeit haben“ heißt unter diesen Bedingungen, immer zu wenig Zeit zu haben. Die Möglichkeiten, die wir uns zusammenrasen, sind, so gesehen, immer auch erhetzte, zeitraubende Entscheidungsprobleme. So werden wir zunehmend häufiger Opfer unserer eigenen Zeitfreiheit. Nicht mehr die Zeit, unsere Zeitfreiheit beherrscht unser Leben.

Der steigende Zeitkoordinationsaufwand

Als Unternehmer unserer eigenen Lebenszeit sind wir dazu verurteilt, diese ohne Unterlass zu organisieren, zu optimieren und zu kontrollieren. Das ist aufwändig, das kostet Zeit, meist jene Zeit, die nicht in Geld verrechnet werden kann. Auch die reichhaltige Güterausstattung, die wir uns durch eifriges Zeitsparen erarbeitet haben – sie benötigt viel Zeit. Man braucht sie sowohl für deren fachgerechten Gebrauch, ihre Wartung und schließlich auch für die Entsorgung. Allein die Trennung der unterschiedlichen Abfallsorten gelingt kaum mehr ohne systematischen Lernprozess im Hinblick auf ein erfolgreiches Trennungsmanagement, und wenn man dann die unterschiedlichen Müllabholtermine mit den anderen unabdingbaren Tätigkeiten des Alltags in Einklang gebracht hat, erfährt man, wie anstrengend und zeitraubend der heutige Zeitkoordinationsaufwand ist. Familien mit halbwüchsigen Kindern und einem verkabelten Fernsehapparat mit 48 Programmen stellen zweifelsohne die geeignetsten Studienobjekte für Belastungsanalysen postmoderner Zeitkoordination dar. Sie erleben den belastenden Widerspruch zwischen dem Glück, das ihnen durch die vielen Möglichkeiten offeriert wird, und ihrem eigenen Unglücklichsein, wenn sie diese Möglichkeiten nutzen wollen. Sie erfahren, wie der Kauf eines Fernsehgerätes die Zeit des In-die-Ferne-Sehens beschränkt, weil die Zeit damit zugebracht werden muss, das Nahe auf die Reihe zu bringen. Auch all jenen, die lieber alleine leben, um die Möglichkeiten des Arbeits- und des Erlebnismarktes intensiver ausnutzen zu können, geht es nicht viel besser. Die hochflexiblen jungen Menschen, die mehr oder weniger gezwungen werden, durch „Job-Surfen“ ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, sind zu kaum leistbaren Koordinationsanstrengungen verurteilt: morgens Textverarbeitung, mittags Bedienung am Tresen des Schnellimbissrestaurants, nachmittags zwei Stunden Arbeit im Szenecafé, abends noch schnell einen Artikel für die Stadtzeitung schreiben und nachts hin und wieder Taxifahren, das lässt sich nicht so einfach unter einen Hut bringen, das „kostet“ Zeit – nicht selten benötigt es dann mehr Zeit, als die Arbeitszeitverkürzung und die allseitige Beschleunigung eingebracht haben. So kommt es zu dem lästigen Zustand, dass man immer mehr Zeit braucht, um mehr Zeit zu haben, und dass man zwar immerzu Zeit spart, diese aber dann gar nicht hat. „Fortschritt erzeugt Pflichten“ hat Max Weber behauptet. In den Zeit-

sparexessen unserer Zeit hätte er viele überzeugende Belege für seine These finden können.

Flüchtige Zeiten

In überdimensionierten Lettern wird – bevorzugt von jenen Banken, die versuchen, ihre Kunden mittels Online-Banking zu ihren unbezahlten Angestellten zu machen – lauthals verkündet: „Und wieder werden sich Menschen von Raum und Zeit befreien.“

Zeit und Raum befinden sich also auf der Flucht. Ob das als frohe Botschaft interpretiert werden kann? Bis vor kurzem jedenfalls galt die Abschaffung von Zeit und Raum als ein himmlisches Projekt. Wenn dies heute zum irdischen Programm werden soll, sind Zweifel angebracht. Denn die Abschaffung von Zeit und Raum war zumindest auf jenem Globus, auf dem wir heute leben und sterben, ausnahmslos an den nicht allzu erfreulichen Sachverhalt des Todes gekoppelt. Solange wir nur auf Zeit in dieser Welt sind, und daran kann allein deshalb schon kein Zweifel aufkommen, weil die Sterblichkeitsquote aller Menschen, auch aller Zeitmanager, bisher exakt bei 100 Prozent liegt, wäre die Befreiung von der Zeit mit einem Todesurteil identisch. Hätte man wirklich vor, die Zeit zu eliminieren, dann müsste man dieses Kunststück zuerst mit dem Tod versuchen und dabei schließlich auch erfolgreich sein. Beabsichtigt wird dies zwar allerorten, allzu weit gekommen ist man bisher dabei jedoch nicht. Das großmäulige Werbeversprechen, sich von der Zeit befreien zu können, müsste, solange der Tod noch nicht eliminiert ist, konsequenterweise in den Tageszeitungen bei den Traueranzeigen auftauchen. Aber trotz aller Vorbehalte scheinen solch illusionäre Botschaften denjenigen, die sie teuer bezahlen, zu nutzen. Es ist die zweifelsohne schöne Illusion, von der Zeitlichkeit und damit auch von der Endlichkeit befreit werden zu können, die den beabsichtigten Mehrwert zu garantieren scheint: eine Bestätigung der Erkenntnis, dass nicht an der Realität, sondern an den Illusionen in der Wirtschaft verdient wird. So bleibt es, zumindest für die nächste Zeit, ein Wunschtraum, sich von der Zeit befreien zu können; auch dann, wenn die „Klonierer“ dieser Welt jene Fortschritte wirklich machen, die sie lauthals und voreilig immer wieder ankündigen. Die ganz große Freiheit, nämlich über den eigenen Tod und dessen Zeitpunkt ent-

scheiden zu können, diese große Freiheit haben bisher nur Selbstmörder. So scheint die teuer verbreitete Illusion der Zeitlosigkeit nur den in der Tat schwer zu ertragenen Sachverhalt profitabel auszubeuten, mit der Normalität irdischer Zeitlichkeit immerzu fertig werden zu müssen, um schließlich doch daran zu scheitern.

Interpretiert man das annoncierte Freiheitsversprechen jedoch etwas bescheidener, als es sich präsentiert, dann verspricht es, dass wir heute mit neuen, bisher unbekanntem Raum- und Zeitfreiheiten rechnen können. Dahin gehend wäre jedoch eine minimale, aber doch entscheidende Ergänzung des Textes notwendig: „Und wieder“ – so die erheblich realistischere Formulierung – „werden sich Menschen von traditionellen Raum- und Zeitordnungen befreien.“ Die Menschen verändern nämlich weder den Raum noch die Zeit, sie verändern ihre Vorstellungen davon, und sie verändern die Ordnungen, die sie mit ihren Vorstellungen machen. Es geht in den weitaus meisten Fällen, in denen von „Zeit“ gesprochen wird, um nichts anderes als um die jeweilige Ordnung des Vergänglichen. Darauf weist im Übrigen bereits die Herkunft des Wortes „Zeit“ hin: „Die althochdeutschen (zit), germanischen (ti-di), altindischen (dati) und altnordischen (tina) Wortwurzeln bedeuten ‚zerteilen, zerschneiden, zerpfücken‘. Sie beziehen sich also auf die Ordnung und Gliederung durch eine menschliche Handlung und nicht auf eine vorfindbare Entität der Natur.“⁴

Alle diese beschriebenen Veränderungen, die berechtigterweise „gravierend“ genannt werden können, sind kein sinnvoller Anlass, die Zukunft mit überschwänglicher Euphorie auf sich zukommen zu sehen. Sie liefern aber auch keine allzu guten Gründe, ihr mit Angst und moralischer Entrüstung entgegenzusehen. Der Zeitgeist verändert sich kontinuierlich, und das aktuelle Zeithandeln gleich mit. „Alles ist jetzt ultra“: Dies notierte nicht etwa ein distanziert-kritischer Beobachter der postmodernen Entwicklungen unseres Zeitumgangs am Beginn des 21. Jahrhunderts. Johann Wolfgang von Goethe hat in einem Brief an seinen Freund Zelter vom 6. Juni 1825 mit diesen Worten die Beschleunigungsdynamiken der damals noch herrschenden Postkutschenzeit beschrieben. Die Zeit ist relativ, und die Zeiten sind es auch. Heute ist für viele Menschen, nicht nur für Kulturheroen, „alles ultra“. Und die Mehrheit will es so.

⁴ Klaus Beck, *Medien und die soziale Konstruktion von Zeit*, Opladen 1994, S. 84.

Zeit für Privatheit

Bedingungen einer demokratischen Zeitpolitik

Orientierung an fürsorglicher Tätigkeit als Kriterium von Zeitpolitik

Die sozialen Bedingungen und die Unterschiede im Umgang und in der Erfahrung mit Zeit von Frauen und Männern haben viele empirische Studien beschäftigt. Die feministische Forschung hat das vielseitige, gleichzeitige In-Beziehung-Stehen (als das wir Zeitprobleme beschreiben können) von Frauen materialreich untersucht: die Balanceakte alltäglicher und biografischer Zeitarrangements in Familie und Beruf; die Syntheseleistungen, die Zeitbedürfnisse von Kindern und die geregelten Tagesläufe von Erwachsenen miteinander zu verbinden; die eigene Lebensführung zu planen und auch für die „Wechselfälle des Lebens“ offen zu sein.¹ Die inzwischen eingeschliffene Formel von der „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“, die hergestellt oder ermöglicht werden soll, verdeckt nur zu leicht, welche Konflikte zwischen den verschiedenen Beziehungsformen bestehen. Diese lassen sich nicht einfach durch quantitative Zeitregelungen umgehen oder lösen. Doch können Zeitregelungen politisch danach beurteilt werden, ob sie die gesellschaftliche Bedeutung von fürsorglichen Beziehungen und die individuellen Bedürfnisse danach anerkennen.

Es gibt eine lange Tradition in der Frauenbewegung und Frauenforschung, die Erfahrungen des Sorgens gegen die Dominanz und die wachsende Monokultur kapitalistischer Lohnarbeit zu vertei-

digen und ihrer Bedeutung für das persönliche und gesellschaftliche Leben Gewicht, Ausdruck und politische Stimme zu verleihen.² Die breite Diskussion um die Haus- und Familienarbeit der Frauen in den siebziger und achtziger Jahren hatte in Deutschland großen Einfluss auf die sozialwissenschaftlichen Erörterungen um eine Erweiterung des Arbeitsbegriffs. Ab den späten achtziger Jahren hat sich die feministische Kritik an der Konstruktion des Wohlfahrtsstaates auf Kosten der Frauen und ihrer unbezahlten Arbeit und fürsorglichen Tätigkeiten noch einmal in weitreichenden Analysen zu den vergessenen Voraussetzungen sozialstaatlicher Regelungen niedergeschlagen. Untersucht wurden die Geschlechterarrangements, die zur Verbindung von fürsorglichen Beziehungen, Erziehungs- und Fürsorgearbeit sowie beruflichen, ökonomischen Strategien der Existenzsicherung erforderlich sind.

Die kritischen Anstöße aus der feministischen Forschung und die politischen Forderungen nach gerechter Verteilung von Rechten, Anforderungen, Belastungen und Anerkennung in der Gestaltung alltäglichen Zusammenlebens und der Versorgung von hilfsbedürftigen Menschen wurden häufig in ein Gender-Mainstreaming-Programm integriert. Sie wurden dadurch Teil der Modernisierung der Arbeitsgesellschaft, welche die Arbeit zur Lebensform und Arbeitsfähigkeit zum Kriterium sozialer Akzeptanz stilisiert. Andere Formen von sozialer Tätigkeit und Lebensgestaltung, die mit den reflektierten Erfahrungen aus einem „weiblichen Lebenszusammenhang“ zum Ausdruck gebracht werden sollten, wurden unter der Dominanz des Arbeits- und Belastungsdiskurses verdrängt. Aus „Arbeit aus Liebe“ wurde „Liebe als Arbeit“, aus den Bemühungen um die Bindungen zu einem geschätzten Menschen wurde „Beziehungsarbeit“.

Die Diskussionen um die Haus- und Familienarbeit in den siebziger Jahren sowie jene um die

Der Beitrag entstand aus einem Vortrag zur Tagung „Aufbrechen in bessere Zeiten. Zeitpolitik – Zeit in der Politik“ im März 2004 in der Evangelischen Akademie Tutzing, veranstaltet von der Akademie, der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik und der Bundeszentrale für politische Bildung.

¹ Vgl. als Beispiele für viele aus zwei Jahrzehnten: Regina Becker-Schmidt/Uta Brandes-Erlhoff/Marva Karrer/Gudrun-Axeli Knapp/Mechthild Rumpf/Beate Schmidt, Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. *Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie*, Bonn 1982; Christel Eckart, *Der Preis der Zeit. Eine Untersuchung der Interessen von Frauen an Teilzeitarbeit*, Frankfurt/M. – New York 1990; Arlie Russel Hochschild, *Keine Zeit*. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet, Opladen 2002.

² Vgl. dazu Christel Eckart, Fürsorgliche Konflikte. Erfahrungen des Sorgens und die Zumutungen der Selbständigkeit, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 29 (2004), Themenheft 2 „Kulturen des Helfens“ (i. E.).

Frauen benachteiligende Konstruktion des Wohlfahrtsstaates wurden in Deutschland unter gesellschaftlichen Bedingungen geführt, in denen die bürgerlich-industrielle Geschlechterordnung mit ihrer Polarisierung der Geschlechtercharaktere und der traditionellen Bindung der Frauen an die Familie ihre Legitimation verlor. In den siebziger Jahren erfuhr eine erste Generation von gut ausgebildeten Mittelschichtfrauen und durch Ausbildung und Beruf sozial aufgestiegenen Frauen die zunehmenden emotionalen Anforderungen des Kleinfamilienlebens und der Bewältigung der Hausarbeit ohne genügende Unterstützung durch Haushaltshilfen oder durch den Ehemann. Die Krise des Sozialstaats in den achtziger Jahren erlebten Frauen als eine, in der ihre unbezahlte Haus- und Sorgearbeit ihnen nicht jene Ansprüche auf staatliche Unterstützung gewährte, wie sie das „Normalarbeitsverhältnis“ zu sichern versprach, das zugleich im deutschen Familien-Ernährer-Modell die unbezahlte Haus- und Familienarbeit voraussetzt.

Aus diesen Diskussionen zogen die Modernisierer der Arbeitsgesellschaft in Deutschland die Konsequenz, die Erwerbsarbeit von Frauen auszuweiten, und weniger die, die Fürsorgearbeit zwischen Frauen und Männern umzuverteilen.³ Eine beachtliche Anzahl westdeutscher Frauen lebt nach dem überkommenen sozialpolitischen Familien-Ernährer-Modell, ist folglich in ihrem Lebenslauf zumindest zeitweilig nicht erwerbstätig. VertreterInnen einer Politik, die Gleichberechtigung am gleichen Zugang zur Erwerbstätigkeit festmacht, sehen in solchen Lebensformen eher die Hindernisse auf dem Weg zur Arbeitsmarkt-Individualisierung, in der auch Frauen ihre Lebensführung als Einzelne nach den Anforderungen der Berufstätigkeit ausrichten. Nach der deutschen Vereinigung schienen die Ansprüche ostdeutscher Frauen (die in der DDR zu über 80 Prozent erwerbstätig waren) auf eine existenzsichernde eigene Berufstätigkeit diese Perspektive zu bestärken. Frauen in den ostdeutschen Bundesländern wurden denn auch häufig als „Opfer der Wiedervereinigung“ bezeichnet, wenn ihre Erwerbsbeteiligung als Kriterium herangezogen wurde. Dadurch gerieten andere Kriterien sozialer Gerechtigkeit und Bedingungen sozialer Ungleichheit wie die Verteilung von Fürsorgear-

beit und die Möglichkeiten zur aktiven Gestaltung von fürsorglichen Beziehungen aus dem Blick.

Die arbeitszentrierte soziale Integrationspolitik und die entsprechende Emanzipationspolitik gegenüber Frauen in der DDR hat wenig zur dauerhaften Veränderung der Geschlechterverhältnisse in Bezug auf die Verteilung von fürsorglicher Arbeit und Anerkennung von Fürsorgebedürfnissen beigetragen. Die Soziologin Susanne Stolt kommt in ihrer empirischen Untersuchung zu dem Fazit: „In der sozialen Abwertung von Bindung und Fürsorge ... finden wir eine Kontinuität in den Geschlechterverhältnissen zwischen bürgerlichen Kulturen und der realsozialistischen DDR, die bisher zu wenig beachtet wurde.“⁴

Unter dem Anpassungsdruck an die arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Verhältnisse der Bundesrepublik mussten (Ehe-)Paare in Ostdeutschland nach der Wende neue Geschlechterarrangements suchen. Es galt, Zeit und Arbeit in fürsorglichen Beziehungen und berufliche Arbeit individuell neu ins Verhältnis zu setzen. Diese konfliktreichen persönlichen Veränderungsprozesse und Erfahrungen sind als Verlustgeschichte einer „erwerbszentrierten Emanzipationspolitik“ nur unzureichend analysiert. Wenn man sie als Konfliktgeschichte von Anerkennungskämpfen um Fürsorgebedürfnisse untersucht, zeigen sich dagegen gesellschaftliche Verdrängungsmechanismen gegenüber Wünschen und Bestrebungen nach emotionalen Bindungen und Fürsorge und die vorhandenen sozialen Einschränkungen, solche Beziehungen selbst aktiv zu gestalten. Männer haben während der erwerbszentrierten Frauen- und Familienpolitik der DDR, in der sie nicht die Rolle des Familienernährers zu spielen hatten, möglicherweise Erfahrungen als aktive, den Kindern zugewandte Väter machen können. Unter dem Druck der Anpassung an die Bedingungen des bundesdeutschen Arbeitsmarktes wurden solche Erfahrungen wieder zurückgedrängt zugunsten einer traditionellen geschlechtlichen Arbeitsteilung. Sie wurden offenbar nicht zu einer Basis, von der aus politisch hörbar und wirksam Widerspruch gegen die gestiegenen beruflichen Anforderungen artikuliert worden wäre.

Dieser Blick auf Männer und ihre Erfahrungen mit fürsorglicher Praxis soll dazu dienen, die ein-

3 Vgl. zu den beiden Modellen Nancy Fraser, Nach dem Familienlohn: Ein postindustrielles Gedankenexperiment, in: dies., Die halbierte Gerechtigkeit, Frankfurt/M. 2001, S. 67–103; Birgit Geissler, Die (Un-)Abhängigkeit in der Ehe und das Bürgerrecht auf Care. Überlegungen zur Gender-Gerechtigkeit im Wohlfahrtsstaat, in: Karin Gottschall/Birgit Pfau-Effinger (Hrsg.), Zukunft der Arbeit und Geschlecht, Opladen 2002, S. 183–206.

4 Susanne Stolt, Grenzen der Emanzipation durch Arbeit. Anerkennungskämpfe ostdeutscher Frauen in Paarbeziehungen vor und nach der Wende, in: Feministische Studien extra, „Fürsorge – Anerkennung – Arbeit“, 18 (2000), S. 82. Vgl. auch dies., Zwischen Arbeit und Liebe. Eine empirische Studie zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in Ostdeutschland nach der Wende, Kassel 2000.

gefahrenere Konnotation von Fürsorge und Frauen zu irritieren. Neben der scheinbar selbstverständlichen Zuständigkeit von Frauen für diese Tätigkeiten und Orientierungen sind Veränderungen bei Männern wahrzunehmen. Die Suche nach neuen Formen der Vaterschaft war in der Bundesrepublik Deutschland in den fünfziger und sechziger Jahren ein vehement diskutiertes Thema („Vaterlose Gesellschaft“). Es war mit der Frage verbunden, welche Autorität mit Demokratie zu vereinen sei, welche väterliche Praxis in der Familie den Weg der Demokratisierung der bundesdeutschen Gesellschaft befördere. Die Engführung der Analyse von sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern auf eine Perspektive der „geschlechtlichen Arbeitsteilung“ hat den Blick auf die Bedeutung der Erfahrung mit Fürsorge für die Befähigung zur Verantwortung verstellt. Es überwiegt in der deutschen Diskussion der Frauenforschung die Abwehrhaltung gegenüber einer Festlegung von Frauen auf die fürsorgliche Praxis als einem einseitigen „Dasein für andere“. Diese Abwehr hat zu Wahrnehmungssperren gegenüber der breiten angelsächsischen und skandinavischen Diskussion um Fürsorge (*Care*) geführt und lässt einen wesentlichen Teil demokratietheoretischer Überlegungen zur Anerkennung von Bedürftigkeit, wechselseitiger Abhängigkeit und zur moralischen Befähigung von Menschen außer Acht.

Diese Überlegungen betreffen die Motive, wodurch und wofür Menschen aktive demokratische Bürgerinnen und Bürger werden. Und darin liegen wesentliche Inhalte, um die es bei der Gestaltung von Zeitpolitik geht. Auch wenn wir um die Veränderung der Lebensarbeitszeit – in der Erwerbsarbeit – streiten, sprechen wir davon in ihren Auswirkungen auf die Lebensqualität und die Menschenwürde.

Zeitliche Ressourcen für politisches Handeln als „Sorge für die gemeinsame Welt“

In der feministischen Theorie ist das Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit ein zentrales Thema. Zeitpolitik ist in dieses Verhältnis eingebunden. Die Anerkennung und gesellschaftliche Wertschätzung der Tätigkeiten und Beziehungen im privaten Bereich drückt sich darin aus, dass durch sie Kriterien für gesellschaftliche Zeitregelungen bestimmt werden. Eine solche öffentliche Wirkung der Anerkennung privater Verhältnisse

und Tätigkeiten entspräche dem feministischen politischen Projekt. Dabei geht es darum,

- hierarchische Geschlechterverhältnisse zu überwinden;
- Tätigkeiten von Frauen (und Männern) und die Bedeutung der persönlichen Beziehungen im privaten Bereich anzuerkennen (im Sinne gesellschaftlicher Wertschätzung);
- politisches Handeln von Frauen im Sinne einer Sorge für die gemeinsame Welt zu ermöglichen.⁵

Das Verständnis von politischem Handeln als Sorge für die gemeinsame Welt, für die gemeinsamen politischen Angelegenheiten (in Anlehnung an Hannah Arendt) schließt auch den öffentlich-politischen Charakter von Handlungen ein, die nicht in den institutionalisierten Arenen der Politik stattfinden wie etwa Nachbarschaftsinitiativen, selbstorganisierte Kinderbetreuung oder solche Initiativen wie „Frauen verändern die Zeiten der Stadt“ in Italien und einigen deutschen Städten.⁶

Ein öffentlicher Erscheinungsraum entsteht (nach Hannah Arendt), wo immer Menschen handelnd und sprechend miteinander umgehen; er macht es den Einzelnen möglich, sich Meinungen zu bilden und abzuwägen. Wer die eigene Meinung öffentlich vorbringt, beleuchtet sein oder ihr Thema aus einer bestimmten Perspektive, so dass es in den Wahrnehmungshorizont der anderen kommen kann. Das ist auf vielen Ebenen im Gemeinwesen möglich. Es gibt viele Öffentlichkeiten, die hergestellt und genutzt werden können. (Das ist umgekehrt im Rahmen der Erwerbsarbeit nur eingeschränkt möglich.)

Für dieses politische Handeln als „aktives In-Erscheinung-Treten“ sind materielle und zeitliche Ressourcen erforderlich. Jedes neue Konzept von Arbeit und von Zeitpolitik ist daran zu messen, ob und wie es Bürgern und Bürgerinnen Ressourcen zur Verfügung stellt, die ein Engagement sowohl außerhalb der Erwerbsarbeit als auch außerhalb unmittelbarer fürsorglicher Tätigkeit im privaten Bereich ermöglichen. Eva Senghaas-Knobloch pointiert dieses Kriterium: „Im Vordergrund steht nicht mehr nur die gleichberechtigte und gleichge-

⁵ Vgl. Eva Senghaas-Knobloch, Postfordistische Grenzverwischung der Arbeitswelt und das feministische politische Projekt, in: Heike Kahlert/Claudia Lenz (Hrsg.), Die Neubestimmung des Politischen. Denkbewegungen im Dialog mit Hannah Arendt, Königstein/Taunus 2001, S. 264–298.

⁶ Vgl. Ulrich Mückenberger (Hrsg.), Zeiten der Stadt. Reflexionen und Materialien zu einem neuen gesellschaftlichen Gestaltungsfeld, Bremen 2000.

achtete Teilhabe am Marktgeschehen, sondern die Ressourcensicherung für eine Teilhabe am politischen Handeln, die Ermöglichung, die eigene Sicht auf die Beschaffenheit des Gemeinwesens öffentlich zur Geltung zu bringen.“⁷

Hannah Arendt betrachtet das „aktive In-Erscheinung-Treten“ als eine „zweite Geburt“, „in der wir die nackte Tatsache des Geborens bestätigen, gleichsam die Verantwortung dafür auf uns nehmen“⁸. Eva Senghaas-Knobloch greift dieses gängige Bild auf und verbindet es mit dem feministischen politischen Projekt: „Damit eine solche ‚zweite Geburt‘ in ihren vielfältigen Formen des Engagements in der Öffentlichkeit diskriminierungsfrei möglich ist, z. B. Frauen es nicht schwerer gemacht wird als Männern, kommt es darauf an, die Frauentätigkeiten, die mit der ersten Geburt verbunden sind, und alle Tätigkeiten, die in der Tatsache der existenziellen Angewiesenheit jedes einzelnen Menschen auf konkrete und unmittelbare Fürsorge begründet sind, in ihrer fundamentalpolitischen Bedeutung für die Gestaltung des Gemeinwesens anzuerkennen.“⁹

Fürsorge ist ein unerlässlicher Teil unserer Persönlichkeit, Grundlage bedeutungsvollen Handelns und der Intersubjektivität. Sie ist nicht beschränkt auf das unpolitische „Reich der Notwendigkeit“ leiblicher Bedürftigkeit, sondern wesentlicher Teil menschlicher Kommunikation und Interaktion. Doch Fürsorge ist keine unerschöpflich vorhandene soziale Ressource, auf die man in politischen und sozialen Krisen zurückgreifen kann – etwa mit Appellen an die Solidarität. Vielmehr müssen die sozialen Bedingungen dafür, dass fürsorgliche Praxis sich entfalten und erfahren werden kann, selbst ein Ziel politischer Gestaltung sein. Zeit gestalten heißt Beziehungen gestalten. Dieser Blick auf konkrete fürsorgliche Beziehungen ist ein Korrektiv gegenüber bloß instrumenteller Rationalität im Diskurs institutionalisierter Politik, gegenüber einer Tendenz zur „Ökonomisierung des Sozialen“.

Zeit für Privatheit – Öffentlichkeiten brauchen lebensweltliche Ressourcen

Sind Öffentlichkeiten einmal institutionalisiert, dann haben sie die Tendenz, die Anlässe, auf Grund derer sie hergestellt wurden, zu „verges-

sen“. Sie werden schwach und entleeren oder verselbständigen sich, gemessen an den Ereignissen, unter denen sie hergestellt wurden. Öffentlichkeiten brauchen lebensweltliche Ressourcen, um ihren Anspruch, den Interessen der Beteiligten Resonanz zu verschaffen, verwirklichen und aufrechterhalten zu können. Richard Sennett¹⁰ hat in den siebziger Jahren den Verfall der Öffentlichkeit in den USA kritisiert. Er sah diesen darin, dass soziale und politische Institutionen mit einzelnen Personen gleichgesetzt wurden und deren Auftreten und Erscheinung mehr Aufmerksamkeit erhielt als die Amtsführung und die institutionellen Prozesse und deren demokratische Kontrolle. Sennett beschrieb die entstehende „Tyrannei der Intimität“ als grenzüberschreitenden Übergriff der Öffentlichkeit auf die emotionalen Ressourcen des persönlichen Lebens. Er sah darin ein Kennzeichen einer unzivilisierten Gesellschaft, der das Unpersönliche als Vermittlung zwischen Öffentlichem und Privatem verloren gegangen ist.

Alexander Kluge hat weniger zivilisationskritisch darauf verwiesen, „dass die Öffentlichkeit selber als Projekt nicht die Erfinderin der Werkzeuge, Mittel, Worte sein kann, die sie braucht, um den Austausch der öffentlichen Mitteilung auch zu bewältigen und zu erneuern“. Kluge interessieren die Ressourcen der Subjekte, mit denen sie den Ausdrucksmitteln und Ausdrucksformen in der Öffentlichkeit Substanz verleihen: „Für die Erzeugung der öffentlichen Werkzeuge, der Filme, der Bücher und der Diskurse, der öffentlichen Situationen und ihrer Veränderungen, ist immer wieder die Rückbeziehung auf die Subjektivität und die Intimität erforderlich, denn dort werden die Instrumente gebaut, die in der Öffentlichkeit die Öffentlichkeit substanzreich machen.“¹¹

Die Anlässe und Ansprüche an politisches Handeln kommen aus dem Privaten. Wofür wollen wir mehr Zeit haben? Alexander Kluge macht darauf aufmerksam, dass jene „Substanzquellen“, aus denen sich Öffentlichkeit nährt, in zwei starken Bereichen individueller Lebenszeit im Privaten liegen: im Intimbereich persönlicher Beziehungen, mit den Erfahrungen emotionaler Stärken und Konflikte, die in die Öffentlichkeit wirken, sowie in der Erwerbstätigkeit. Diese ist der andere große Block lebendiger Erfahrung, der nach Kluge „den Löwenanteil der in den Lebensläufen zugebrach-

7 E. Senghaas-Knobloch (Anm. 5), S. 291.

8 Hannah Arendt, *Vita Activa*, München 1992, S. 164.

9 E. Senghaas-Knobloch (Anm. 5), S. 290.

10 Vgl. Richard Sennett, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt/M. 1983.

11 Oskar Negt/Alexander Kluge, *Maßverhältnisse des Politischen. 15 Vorschläge zum Unterscheidungsvermögen*, Frankfurt/M. 1992, S. 316 f.

ten Zeit“ füllt. Auch dieser Bereich ist privat organisiert. Nehmen wir die Haus- und Familienarbeit hinzu, dann sind es diese großen Bereiche, in denen die individuelle Lebenszeit verbracht wird und aus denen heraus die Einzelnen ihre Erfahrungen in die Öffentlichkeit bringen, in der Öffentlichkeit „aktiv in Erscheinung treten“.

Öffentlichkeit braucht Zeit und Räume. Sie braucht den Rückbezug auf Subjektivität, die ihr Substanz verleiht, Zeit zur Entwicklung von Motiven, zur Formulierung von gemeinsamen Ansprüchen. Darum ist es sinnvoll, Privatheit genauer zu betrachten. Einen exponierten Versuch, das Öffentliche und das Private neu zu denken, hat Jean Cohen¹² unternommen. Ihr Ansatz wurde in der deutschen feministischen Diskussion kaum zur Kenntnis genommen, obgleich der Aufsatz sehr schnell in deutscher Übersetzung erschien. Einen erneuten Anstoß gab Beate Rössler mit „Der Wert des Privaten“.¹³ Mit ihren Anregungen zu einer „Theorie individueller Privatheit“ (Rössler) und „persönlicher Beziehungsprivatheit“ (Cohen) suchen beide Autorinnen das Wechselverhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit zu erfassen, genauer: die Privatheit aus der starren Dichotomie zur Öffentlichkeit zu befreien. Dahinein ist sie auch dadurch geraten, dass sich die feministische Analyse des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit zunächst darauf konzentrierte, die restriktive Bindung von Frauen an die familiale Privatsphäre zu kritisieren.

Jean Cohen sieht die Diskussion um die Konzeption von Privatheit als Teil der „Auseinandersetzung über das Vokabular, die Redeweisen und kulturellen Codes, die uns zur Verfügung stehen, um Bedürfnisse zu interpretieren, Ansprüchen Nachdruck zu verleihen, Identität zu konstituieren, Differenz geltend zu machen und Anerkennung zu erlangen“¹⁴. Cohen verfolgt die Absicht, persönliche Rechte als Rechte des Individuums auf Privatheit zu konzipieren, durch die Menschen in die Lage versetzt werden, Beziehungen eingehen, sie aufrechterhalten und gestalten zu können. Privatheit ist in diesem Verständnis nicht ein Raum, in dem bestimmte Rechte gelten oder nicht gelten. Sie wird vielmehr als ein an die Person gebundener unhintergebar Bereich verstanden, der sie befähigt, sich in sozialen und öffentlichen Kontex-

ten zu behaupten. Identität entsteht im Prozess der Interaktion mit anderen. Die Selbstwahrnehmung, verbunden mit der eigenen Körperwahrnehmung, ist intersubjektiv vermittelt. Das Recht auf Beziehungsprivatheit umfasst den Raum, in dem individuelle Einzigartigkeit, Bedürftigkeit, Verletzlichkeit, Abhängigkeit, Erotik und Kreativität anerkannt werden. Diese Charakterisierung lässt sich mit den Theorien fürsorglicher Praxis verbinden. Persönliche Beziehungsprivatheit umschreibt normativ die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen fürsorgliche Orientierung zu sich selbst und zu anderen entstehen kann. Sie ist eine inhaltliche Bestimmung von Zeit für Kommunikation.

An welchen empirisch vorfindbaren Interessen lässt sich diese normative Vorstellung festmachen? Jean Cohen verweist auf die individualisierten Lebensformen von Frauen und knüpft an die Forderungen der Frauenbewegung nach Selbstbestimmung über den eigenen Körper an. Durch die veränderten Lebensweisen von Frauen – Berufstätigkeit, Lebensformen jenseits von Ehe und Familien, Trennung von Sexualität und Generativität – werden die Beziehungen in der Privatsphäre zum Gegenstand von Fragen nach Recht und Gerechtigkeit, so auch die von Fürsorge und Pflege. Die darin eingebetteten Beziehungen von Nähe und Intimität sind nicht als solche rechtlich zu sichern. In ihnen entstehen jedoch die Motive, für deren gesellschaftliche Rahmenbedingungen zu streiten.

Fürsorgliche Praxis ist zunehmend ein Anliegen auch von Vätern. Die individualisierten Lebensweisen von Frauen jenseits von traditionellen Ehe- und Familienformen fordern Männer heraus, eigene Kinderwünsche, den Wunsch, mit Kindern zusammenzuleben, selbst aktiv zu verfolgen: bei der Gestaltung der Beziehung mit der Partnerin und mit dem Kind. Vaterschaft ist immer mehr das, was einer tut, und nicht das, was eine soziale Position als Vater ihm an Attributen und Rechten am Kind verleiht. Die eigene Erfahrung, Entwicklung und Praxis in der Beziehung zum Kind werden zum Motiv und Kriterium für die Lebensplanung eines Mannes, nicht die Funktion als Vater für die Kinder oder die als Familienernährer.

Seit etwa zwei Generationen sind die Veränderungen des Lebens als Vater ein wesentlicher Teil im gewandelten Selbstverständnis von Männern. Daher hat die Forschung zu Vätern in den letzten Jahren einen deutlichen Auftrieb erfahren.¹⁵ Die

12 Vgl. Jean Cohen, Das Öffentliche und das Private neu denken, in: Margrit Brückner/Birgit Meyer (Hrsg.), Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume, Freiburg 1994.

13 Vgl. Beate Rössler, Der Wert des Privaten, Frankfurt/M. 2001.

14 J. Cohen (Anm. 12), S. 311.

15 Vgl. u. a. Heinz Walter (Hrsg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie, Gießen 2002.

alten Rollenfiguren sind verbraucht. Neue Erfahrungen als Väter können und müssen Männer im Umgang mit den Kindern selbst machen und dafür die gesellschaftlichen Bedingungen in der Organisation der Arbeit und der Zeitpolitik einfordern und erstreiten. Dieser gleichsam privatisierte Anteil an der biografischen Unsicherheit in der Lebensführung von Männern muss neben den vielfach beschriebenen Unwägbarkeiten in den Berufsbiografien im politischen Sinn als „Angelegenheit von allgemeinem Interesse“ öffentlich zur Sprache gebracht werden. Es bleibt zu untersuchen, in welchen diskursiven Gemeinschaften und sozialen Räumen Männer im Austausch individueller Erlebnisse sich der eigenen Deutungen und subjektiven Bedeutungen ihrer Erfahrung und Wünsche vergewissern können; Zeiten und Räume, in denen normierte Beziehungs- und Deutungsmuster männlicher Biografien relativiert und eigene Lebensweisen solidarisch erprobt werden können. Die Erfahrung, fürsorgliche Praxis und Orientierungen in ein männliches Selbstverständnis aufzunehmen, muss sich gegen die Erwartung an Männer behaupten, dass berufliche Karriere- und Leistungsorientierung in ihrer Lebensführung Vorrang hätten. Es wird zu untersuchen sein, in welchen Öffentlichkeiten die formulierten Ansprüche Ausdruck, Anerkennung und politische Bestärkung finden.

Ende des Jahres 2003 veröffentlichte in Deutschland eine Gruppe von Männern u.a. aus den Bereichen Wissenschaften, Gewerkschaften, Kirche einen offenen Brief gegen die Pläne zur Verlängerung der Lebensarbeitszeit. Unter der Überschrift „Männer wollen nicht noch länger arbeiten!“ heißt es darin: „Gerade Männer, welche die Morgenluft neuer Männerrollen geschnuppert haben, wehren sich gegen die Politik der Arbeitszeitverlängerung, gegen ein Zurück in alte Muster, einen Rückschritt in die fünfziger Jahre. Wir sind uns sicher, damit auch für unsere Partnerinnen, für viele Frauen und vor allem für unsere Kinder und Enkelkinder zu sprechen, die gemerkt haben, wie es gehen könnte und die – zu Recht – mehr von

uns haben wollen und können, als dass wir Geld nach Hause bringen! (...) Frauen wird ein gutes Stück vom Vereinbarkeitsdruck genommen, wenn Männer ihre Verantwortung für die familiären Aufgabenbereiche ernst nehmen und sich stärker an den Leiden und Freuden der Familienarbeit beteiligen können.“

In der Frauenpolitik wird meist für die Reduktion von Sorgetätigkeiten argumentiert, die den Frauen traditionell einseitig zugeschrieben werden. Der Anspruch darauf, Erfahrungen fürsorglicher Beziehungen machen zu können, muss Ausdrucksformen finden, die über diese Zuschreibung hinausführen und wechselseitige fürsorgliche Beziehungen ermöglichen. In der Erfahrung konkreter fürsorglicher Beziehungen liegt ein Potenzial von Widerstand gegen eine Vereinnahmung und Überforderung der Einzelnen durch die Programme von Selbstoptimierung und Selbstvermarktung. Selbständigkeit und Sorge können als orientierende Begriffe dienen, welche die Polarisierung von Autonomie und Abhängigkeit überwinden, die mit Geschlechterstereotypen verbunden sind. Der Begriff der Sorge hat in der deutschen wissenschaftlichen Diskussion keine diskursbildende Stärke und Tradition gewonnen. Davon zeugt auch die Schwierigkeit, das englische „Care“ angemessen zu übersetzen. Fürsorge und Selbstsorge in der politischen Öffentlichkeit zur Sprache zu bringen – als Anspruch und Bedürfnis – wird auch dadurch behindert, dass in den Routinen der alltäglichen Lebensführung nach dem Muster traditioneller männlicher Sozialisation die Abwehr von Angst und Hilfsbedürftigkeit und die anerkannten Strategien von demonstrativer Unabhängigkeit und Leistungsfähigkeit sich selbstzerstörerisch verbinden. Statt dem Kult der Ausdauer, der als Alternative nur die Erschöpfung und das Scheitern kennt, sollten wir uns der „Kunst der Abdankung“ widmen. Die Option, aus eigenem Entschluss aufzuhören, öffnet den Blick wieder für die Möglichkeiten und Fähigkeiten der Einzelnen, Entscheidungen nach eigenem Urteil treffen zu können. Deren soziale Bedingungen sind Gegenstand von Zeitpolitik.

Wo bleibt die Zeit?

Die Zeitbudgeterhebung 2001/02 des Statistischen Bundesamts

Gesellschaftliche Arbeit – bezahlt und unbezahlt

24 Stunden hat der Tag – für jeden Menschen, egal ob alt oder jung, Mann oder Frau. Wie Menschen ihre Tageszeit verbringen, fand schon immer das Interesse von GesellschaftswissenschaftlerInnen. WirtschaftswissenschaftlerInnen interessierte demgegenüber lange lediglich die Zeit, die für Erwerbsarbeit verbraucht wird. Die bezahlten Arbeitsstunden fließen in die volkswirtschaftliche Kennzahl „Bruttoinlandsprodukt“ ein. Wie die Menschen außerhalb der Büros und Betriebe ihre Zeit verbringen, galt eher als uninteressant, solange die Vorstellung dominierte, der Wert einer Volkswirtschaft bestehe ausschließlich aus den in ihr produzierten marktgängigen Waren und Dienstleistungen, alles andere gehöre zum „persönlichen Bereich“. „Wer Schweine aufzieht, ist ein produktives, wer Kinder erzieht ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft.“ (Friedrich List)¹

Zwar hatten bereits Karl Marx und Friedrich Engels analysiert, dass die „Produktion und Reproduktion der Ware Arbeitskraft“ in den Familien stattfindet. In der bürgerlichen Wirtschaftslehre setzte sich aber erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Einsicht durch, dass auch die unbezahlte Erstellung von Gütern und Dienstleistungen Anteil an der Leistungsfähigkeit einer Volkswirtschaft hat. Die Frauenbewegung der siebziger und achtziger Jahre machte darauf aufmerksam, dass diese unbezahlte Arbeit im Haus und in der Landwirtschaft weltweit ganz überwiegend von Frauen erbracht wird. Solange die „Eigenarbeit“ in den offiziellen Wirtschafts-

statistiken nicht berücksichtigt werde, bleibe der wesentliche Beitrag von Frauen zum Wirtschaftsleben unsichtbar, so die Kritik der internationalen Frauenbewegung. In der Bundesrepublik focht unter anderen die Gießener Haushaltsökonomin Rosemarie von Schweitzer für die statistische Darstellung der in den Privathaushalten geschaffenen Werte. 1985 forderte die UNO-Weltfrauenkonferenz in Nairobi die Staaten auf, auch den „informellen Sektor“ in die Berechnung des Brutto-sozialprodukts einfließen zu lassen.

Die Gegenargumente kamen schnell: Um die internationale Vergleichbarkeit zu gewährleisten, müssten die Wirtschaftskennzahlen auf die markt-gängigen Waren und Dienstleistungen beschränkt bleiben. Allerdings gibt es seit 1993 eine Empfehlung der UNO, die Haushaltsproduktion als so genanntes „Satellitensystem“ in ein neues System der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen („System of National Accounts“) einzubeziehen.² Dies geschieht in der Bundesrepublik Deutschland seit Anfang der neunziger Jahre.

Die Zeitbudget-Erhebungen 1991/92 und 2001/02

1991/92 führte das Statistische Bundesamt eine erste repräsentative Zeitbudgeterhebung durch, deren Daten – 1994 veröffentlicht – die Grundlage für die Erstellung des Satellitensystems Haushaltsproduktion bildeten.³ Zehn Jahre später (Erhebungszeitraum 2001/2002) wurde wiederum eine repräsentative Gruppe der deutschen Bevölkerung nach ihren Zeitmustern befragt: Rund 12 000 Personen, zehn Jahre und älter, führten in 5 400 Haushalten an zwei Wochentagen und einem Wochen-

Für großzügige Unterstützung bei der Recherche danke ich Dr. Manfred Ehling vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden.

1 Zitiert nach Dieter Schäfer, Unbezahlte Arbeit und Haushaltsproduktion, in: Ergebniskonferenz zur Zeitbudgeterhebung 2001/02, Wiesbaden, 16./17. Februar 2004, Manuskript S. 1. – Alle auf der Ergebniskonferenz gehaltenen Referate erscheinen demnächst in Buchform: Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Schriftenreihe Forum der Bundesstatistik, Band 43, Stuttgart 2004 (i. E.).

2 Vgl. Dieter Schäfer/Norbert Schwarz, Der Wert der unbezahlten Arbeit der privaten Haushalte – Das Satellitensystem Haushaltsproduktion, in: Zeit im Blickfeld. Ergebnisse einer repräsentativen Zeitbudgeterhebung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 121, Stuttgart 1996, S. 15.

3 Zusammenfassung der Ergebnisse in: Zeit im Blickfeld (Anm. 2).

endtag ihre jeweiligen Tätigkeiten im Zehn-Minuten-Rhythmus auf.⁴ Die Ergebnisse wurden unterschieden nach individuellen Regenerationszeiten (Schlafen, Essen, Körperpflege), Freizeit (Sport, Hobbys, Mediennutzung, Besuch von Veranstaltungen, Geselligkeit), schließlich nach den für bezahlte und unbezahlte Arbeit verwendeten Zeiten. Um Letztere zum Beispiel vom Posten „Freizeit“ abzugrenzen, verwenden die StatistikerInnen das so genannte Dritt-Personen-Kriterium: Tätigkeiten der Haushaltsökonomie sind demnach solche, die prinzipiell auch von Dritten gegen Bezahlung übernommen werden *könnten*, also Waschen, Kochen, Bügeln, Einkaufen, Reparieren, Putzen, Kinderbetreuung, Alten- oder Krankenpflege, ehrenamtliche Tätigkeit, Nachbarschaftshilfe oder Gartenarbeit.

96 Milliarden Stunden dauerte 2001 die unbezahlte Arbeit deutscher Haushalte – fast doppelt so lang wie die mit Erwerbsarbeit verbrachte Zeit der Haushaltsmitglieder (56 Milliarden Stunden).

Gemäß dem Auftrag, nicht nur die Dauer, sondern auch den Wert der Haushaltsproduktion zu erfassen, wurde das Jahresvolumen an unbezahlter Arbeit mit fiktiven Stundenlöhnen multipliziert. Hinzu kamen die Ausgaben für Lebensmittel, Kücheneinrichtung und anteilige Mietkosten. Die so ermittelte „Gesamtwertschöpfung der Haushaltsproduktion“ summierte sich 2002 auf 820 Milliarden Euro. Damit entsprach die Wertschöpfung in den Privathaushalten in etwa der Wertschöpfung der deutschen Industrie, des Handels, des Verkehrs und des Gastgewerbes zusammen.⁵

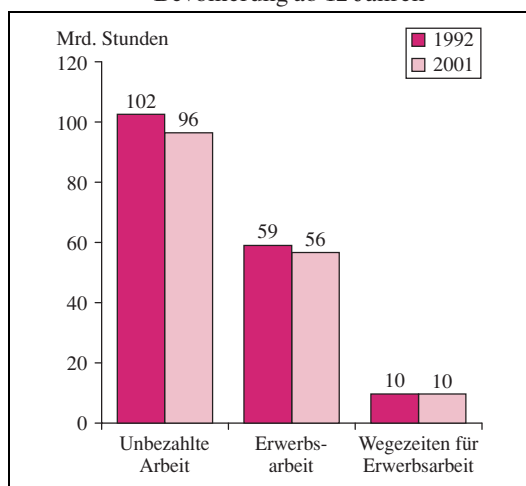
Eine insgesamt beeindruckende Menge an größtenteils gesellschaftlich notwendiger Arbeit wird somit sichtbar. Im Zehn-Jahres-Vergleich ist dennoch die Summe der gesamtgesellschaftlichen Arbeit insgesamt zurückgegangen. Verglichen mit den Jahren 1991/92 leisten die Deutschen – trotz leicht gestiegener Bevölkerungszahl – sowohl weniger Erwerbsarbeit als auch weniger Hausarbeit (vgl. *Abbildung 1*).

Die schrumpfende Zahl von Erwerbsarbeitsplätzen bei gleichzeitiger Steigerung des Anteils alter Menschen an der Bevölkerung erklärt den Rückgang an Jahresarbeitsstunden bezahlter Arbeit. Was aber sind die Gründe dafür, dass die „Eigenarbeit“ schrumpft? Schließlich wird in deutschen

4 Zusammenfassung der Ergebnisse in der Broschüre: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend/Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/2002*, o. O., o. J. (Berlin/Wiesbaden 2003).

5 Vgl. ebd., S. 13.

Abbildung 1: Jahresvolumen bezahlter und unbezahlter Arbeit
Bevölkerung ab 12 Jahren



Quelle: Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02, hrsg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2003.

Haushalten weiterhin gekocht, geputzt, werden Kinder und Alte betreut, wird die Wäsche gepflegt. Aber offensichtlich geschieht dies nicht mehr ganz so intensiv wie noch vor zehn Jahren. Offenbar wirken sich die rückläufige Zahl der Geburten und der hohe technische Standard vieler Haushalte aus. Es gibt mehr Geschirrspülmaschinen und Mikrowellen in deutschen Küchen; es wird häufiger „convenience food“ eingekauft, Tiefkühlkost oder Fertiggerichte kommen auf den Tisch.⁶ Dennoch beträgt die unbezahlte Arbeit immer noch etwa das 1,7fache der Erwerbsarbeit. Anders ausgedrückt: 63 Prozent der gesamtgesellschaftlichen Arbeit bestand Anfang der neunziger Jahre aus Haus-, Familien- und verwandter „Gratisarbeit“. Zehn Jahre später waren es 62 Prozent.

Im Schnitt verbringt jede(r) Deutsche ab dem zehnten Lebensjahr 3,5 Stunden mit unbezahlter Arbeit in Familie, Haushalt und Ehrenamt. Demgegenüber beträgt die durchschnittlich mit Erwerbsarbeit (inklusive berufsbezogene Bildung, Arbeitssuche und Wegezeiten) verbrachte Zeit lediglich 3 Stunden. Ein gutes Drittel der täglichen 24 Stunden verschläft der statistische Durchschnittsmensch. Rund zweidreiviertel Stunden

6 Vgl. Dieter Schäfer, *Unbezahlte Arbeit und Haushaltsproduktion*, in: *Ergebniskonferenz* (Anm: 1), Manuskript S. 12; vgl. auch: Uta Meier/Christine Küster/Uta Zander, „Alles wie gehabt?“ Geschlechtsspezifische Arbeitsteilungs- und Mahlzeitenmuster im Zeitvergleich, ebd., S. 11.

benötigen er oder sie für Tätigkeiten wie Anziehen, Körperpflege und Essen. Und ein Viertel des Tages, das sind sechs Stunden, wird Freizeitaktivitäten gewidmet: Fernsehen, Sport, Hobbys, Spiele und Geselligkeit.

In anderen Ländern, in denen ähnliche Zeitbudgetstudien durchgeführt wurden, wird länger gearbeitet. So liegt die tägliche Stundenzahl der durchschnittlichen Erwerbsarbeitszeit in Großbritannien und Finnland – Länder, in denen mehr Menschen erwerbstätig sind – zum Beispiel um eine halbe Stunde über der in Deutschland. Dafür wird in beiden Ländern pro Tag 15 Minuten weniger unbezahlte Arbeit geleistet.⁷

Ist doch etwas dran an der Rede vom „Freizeitpark Deutschland“? Die statistischen Durchschnittszahlen sagen wenig über die täglichen Belastungen Einzelner. Extreme Verdichtung der Zeit und Arbeitsstress kennzeichnen den Alltag bestimmter Bevölkerungsgruppen, während andere über relativ viel freie Zeit verfügen.

Extrem belastet: Alleinerziehende

Zu den am stärksten belasteten Gruppen in der Gesellschaft gehören erwerbstätige Alleinerziehende mit Kindern unter 18 Jahren. Dies sind ganz überwiegend Frauen (84 Prozent der insgesamt 1,5 Millionen Alleinerziehenden). Durchschnittlich sind sie täglich 9 Stunden 12 Minuten mit Beruf, Haushalt und Kinderbetreuung beschäftigt, arbeiten also 2 Stunden 42 Minuten länger als der fiktive Durchschnittsmensch der Bevölkerung. An Wochentagen summiert sich ihre Arbeitsbelastung gar auf 11 Stunden.

Kinderbetreuung als Hauptaktivität fällt mit 54 Minuten werktäglich bei den allein erziehenden berufstätigen Müttern vergleichsweise knapp aus – berufstätige Mütter in Paarhaushalten finden hierfür durchschnittlich 23 Minuten länger Zeit. Dazu muss man wissen, dass die Kinder erwerbstätiger allein erziehender Mütter im Schnitt etwas älter sind – älter als die Kinder sowohl nichterwerbstätiger Mütter als auch erwerbstätiger Mütter in Paarhaushalten. Der Umfang, in dem Frauen einem Beruf nachgehen, hängt wesentlich vom Alter des jüngsten Kindes ab.

Den allein erziehenden Erwerbstätigen bleiben wochentäglich knapp 4 Stunden Freizeit, die sie

7 Vgl. Wo bleibt die Zeit? (Anm. 4), S. 7.

mit sozialen Kontakten, Sport, Hobbys und Fernsehen füllen. Ein großer Teil davon findet zu Hause statt und ist „Bereitschaftszeit“, in der die Mutter für das Kind ansprechbar bleibt. Auch Hausarbeitstätigkeiten wie Einkaufen, Kochen, Bügeln oder Putzen sind im allgemeinen Zeiten, in denen parallel Kinder betreut werden. Wochentäglich verbringt die allein erziehende berufstätige Frau 3 Stunden 28 Minuten mit Hausarbeit.

Ihre zeitliche Belastung mit bezahlter und unbezahlter Arbeit insgesamt ist vergleichbar mit derjenigen von vollzeiterwerbstätigen Vätern in Paarhaushalten.⁸ Damit ist allerdings wenig über den zeitlichen Druck gesagt, unter dem die Alleinerziehenden bei der Bewältigung ihres Alltags stehen. Auch für sie hat der Tag nur 24 Stunden. Es wird also Zeit gespart, wo es nur geht. Alleinerziehende gönnen sich zum Beispiel eine halbe Stunde weniger für Schlaf, Essen und Körperpflege als erwerbstätige Mütter, die in Paarhaushalten leben.

„Alleinerziehende erscheinen als Jongleure der verschiedenen Lebensbereiche und vieles erfolgt im Alltag unter Zeitdruck. Äußere Rahmenbedingungen, beispielsweise verlässliche Betreuungsangebote, aber auch Unterstützung aus dem sozialen Netzwerk, können Entlastung schaffen, erfordern aber wiederum ein (noch) höheres Maß an Koordination. Dieser Eindruck verschärft sich bei denen, die um der materiellen Absicherung willen einer Vollzeitbeschäftigung nachgehen – wie dies von den meisten allein erziehenden Frauen ausdrücklich gewünscht wird.“⁹

Wenig belastet – die Alten und die Jungen

Rentnerinnen und Rentner (60 Jahre und älter) sind im Vergleich dazu wenig belastet. Knapp 5 Stunden umfasst ihr tägliches Arbeitsprogramm im Schnitt. Anders als in Haushalten von Alleinerziehenden, die sich durch eine extreme Verdichtung von Arbeit im Laufe eines Tages auszeichnen, werden im RentnerInnen-Haushalt die Tätigkeiten über den Tag gestreckt. 11 Minuten gehören der Erwerbstätigkeit, Bildung und Weiterbildung. 4 Stunden 46 Minuten sind mit unbezahlter Arbeit ausgefüllt, im Wesentlichen mit Hausarbeit. Aber

8 Vgl. ebd., S. 27; Irene Kahle, Zeitverwendung/Zeitsituation von Alleinerziehenden, in: Ergebniskonferenz (Anm. 1), Manuskript, S. 8.

9 Ebd., S. 15.

auch nachbarschaftliche Hilfe oder die Betreuung von Enkeln fällt hierunter. Rentnerinnen und Rentner sind den ganzen Tag mit ihrer Hausarbeit beschäftigt, unterbrochen von vielen Pausen. Manches geht im Alter langsamer. Die Erholungszeiten werden länger: Fast 12 Stunden verbringen die Älteren täglich mit Schlafen, Essen und Körperpflege – fast anderthalb Stunden länger als in Vollzeit erwerbstätige Personen. Auch das Betätigungsfeld „Sport, Hobbys, Spiele, Mediennutzung“ nimmt mit fast 5 Stunden täglich viel Zeit in Anspruch, wobei das Fernsehen die Hauptrolle spielt. Nimmt man noch den Bereich „Kontakte, Unterhaltung, Veranstaltungen“ hinzu (2 Stunden 14 Minuten), so übertrifft die den RentnerInnen zur Verfügung stehende Freizeit noch die der Jugendlichen zwischen zehn und vierzehn Jahren. Diese verbringen an Wochentagen knapp 6 Stunden täglich mit Mediennutzung, Sport, Spiel, Geselligkeit und Hobbys und entsprechen damit dem statistischen Durchschnittsdeutschen.¹⁰

Gibt es den „neuen Mann“?

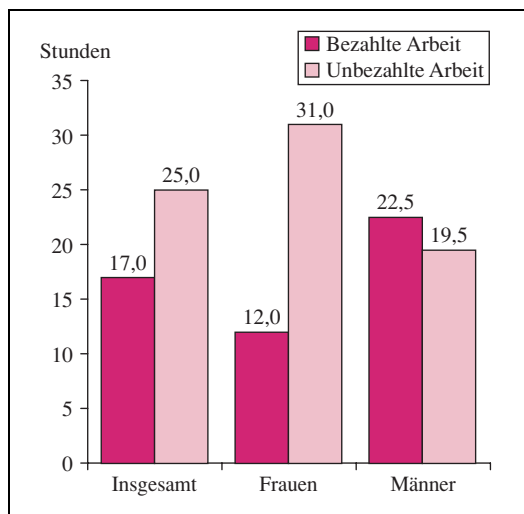
Rechnet man die Arbeitszeiten der Bevölkerung ab dem zehnten Lebensjahr zusammen, so ergibt sich alles in allem eine stärkere Belastung des weiblichen Teils. Weibliche Personen ab zehn Jahren sind mit bezahlter und unbezahlter Arbeit durchschnittlich 43 Stunden in der Woche beschäftigt; männliche Personen bringen es auf 42 Wochenstunden (vgl. *Abbildung 2*).

Das Schwergewicht liegt dabei bei Frauen auf der unbezahlten Arbeit: 31 Stunden pro Woche gegenüber 19,5 bei den Männern. In der Erwerbsarbeit, einschließlich Arbeitssuche und Wegezeiten, verhält es sich umgekehrt: Männer sind im Schnitt 22,5 Stunden in der Woche erwerbstätig, Frauen lediglich 12 Stunden. An dieser Mehrbelastung des weiblichen Teils der Bevölkerung mit Arbeit insgesamt hat sich im Zehn-Jahres-Abstand nichts Wesentliches geändert.¹¹ Sie geht auch nicht allein auf das Konto der RenterInnen.

¹⁰ Vgl. *Wo bleibt die Zeit?* (Anm. 4), S. 8, S. 41.

¹¹ Kam man bei der Auswertung der Zeitbudgetstudie 1991/92 noch zu dem Ergebnis, dass die Verteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit insgesamt zwischen den Geschlechtern ausgewogen sei (eine Minute mehr leisteten demnach die Frauen täglich), so konstatierte Dieter Schäfer vom Statistischen Bundesamt bei der Auswertungskonferenz im Februar 2004, man habe den Posten „Erwerbsarbeit“ zehn Jahre zuvor „massiv überschätzt“. Mit anderen Worten: Der

Abbildung 2: Bezahlte und unbezahlte Arbeit in einer Woche 2001/2002



Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2003.

Auch in Single-Haushalten lassen sich traditionelle Muster feststellen: Allein lebende Männer verwenden weniger Zeit auf Hausarbeit als allein wohnende Frauen.¹²

Auch die Freizeitmuster sind geschlechtsspezifisch geprägt. So haben Männer von der gegenüber dem Beginn der neunziger Jahre gestiegenen Freizeit stärker profitiert als Frauen. Für Mediennutzung, Sport, Spiel, Kontakte und Unterhaltung steht ihnen mit 6 Stunden 11 Minuten täglich (montags bis sonntags) im Schnitt eine halbe Stunde mehr zur Verfügung als Frauen. Neben der Kontaktpflege/Unterhaltung ist das Fernsehen die hauptsächliche Freizeitbeschäftigung von Männern wie Frauen. Die Beschäftigung mit Computerspielen und die Mediennutzung per Computer hat vor allem beim männlichen Segment der Bevölkerung gegenüber den neunziger Jahren stark zugenommen.¹³

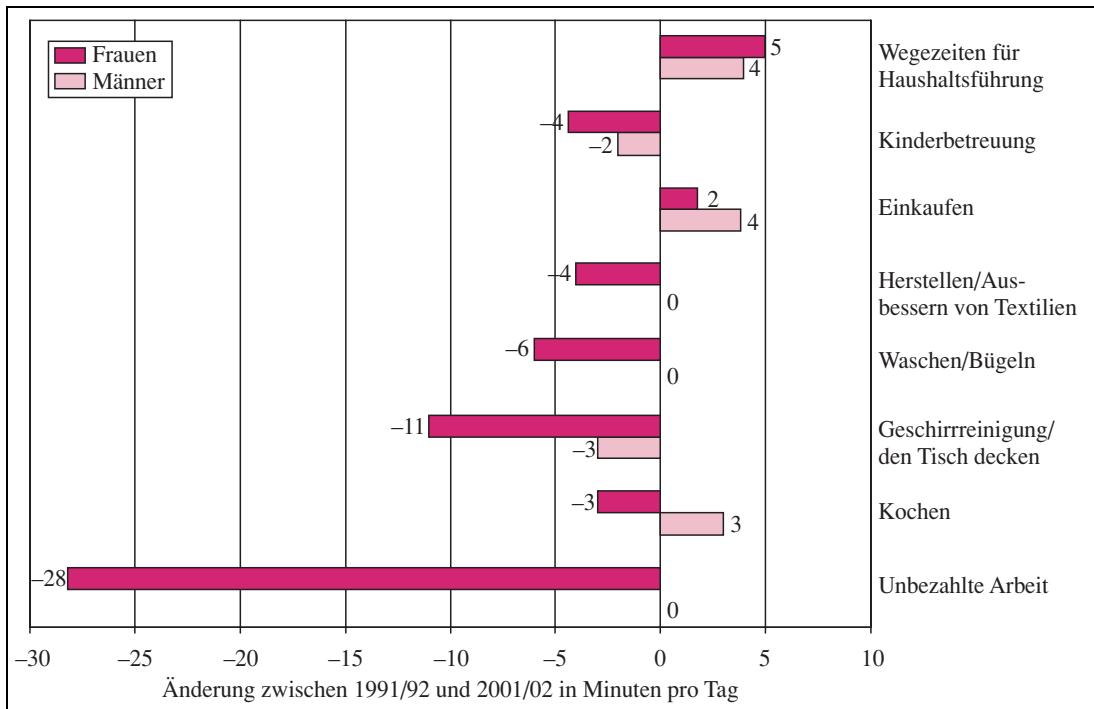
Nach wie vor ist die geschlechtliche Arbeitsteilung in den östlichen Bundesländern etwas weniger stark ausgeprägt als im Westen: Die Frauen östlich der Elbe wenden für Arbeiten in Haushalt, Garten und bei der Familienbetreuung etwas weniger Zeit (1,4-mal soviel Zeit wie die Männer) auf als ihre Geschlechtsgenossinnen im Westen (1,6-mal soviel

Anteil der Frauenarbeit an der gesamtgesellschaftlichen Arbeit wurde Anfang der neunziger Jahre massiv unterschätzt.

¹² Vgl. Brigitte Sellach/Uta Enders-Drägässer, Geschlechterspezifische Besonderheiten der Zeitverwendung/Zeitstrukturierung im theoretischen Konzept des Lebenslagenansatzes, in: *Ergebniskonferenz* (Anm. 1).

¹³ Vgl. *Wo bleibt die Zeit?* (Anm. 4), S. 37.

Abbildung 3: Unbezahlte Arbeit nach Aktivitäten im Zeitvergleich



Quelle: Dieter Schäfer, Unbezahlte Arbeit und Haushaltsproduktion, in: Ergebniskonferenz (Anm. 1), Manuskript, S. 10.

Zeit wie die Männer). Allerdings hat sich die Belastung der Frauen mit Hausarbeit im Zehn-Jahres-Vergleich insgesamt um 21 Minuten verringert. Die Erklärung dafür liegt in der Entwicklung der Haushaltstechnik, dem kulturellen Wandel und dem Rückgang der Geburtenzahlen. Konkret: Es gibt mehr Geschirrspülautomaten und weniger Kinder. Außerdem erlaubt es der gestiegene Lebensstandard den Frauen heute in der Regel, darauf zu verzichten, Bettlaken zu flicken oder Socken zu stopfen.

Schließlich gibt es aus feministischer Sicht noch einen kleinen Lichtblick: Im Zeitraum von 1991/92 bis 2001/02 ist der Anteil, den Männer an der Hausarbeit leisten, um 14 Minuten täglich gestiegen. Männer greifen etwas häufiger zum Kochlöffel als noch vor zehn Jahren, und offenbar verwenden sie auch mehr Zeit auf den Einkauf der Zutaten (vgl. *Abbildung 3*). Detailliertere Auswertungen zeigen jedoch, dass es nach wie vor insgesamt wenige Männer sind, die überhaupt regelmäßig täglich Hausarbeit verrichten. „Diejenigen allerdings, die das tun, beteiligen sich mit einem deutlich höheren Zeiteinsatz als in der Vergangenheit.“¹⁴

14 U. Meier/Ch. Küster/U. Zander (Anm. 6), S. 9.

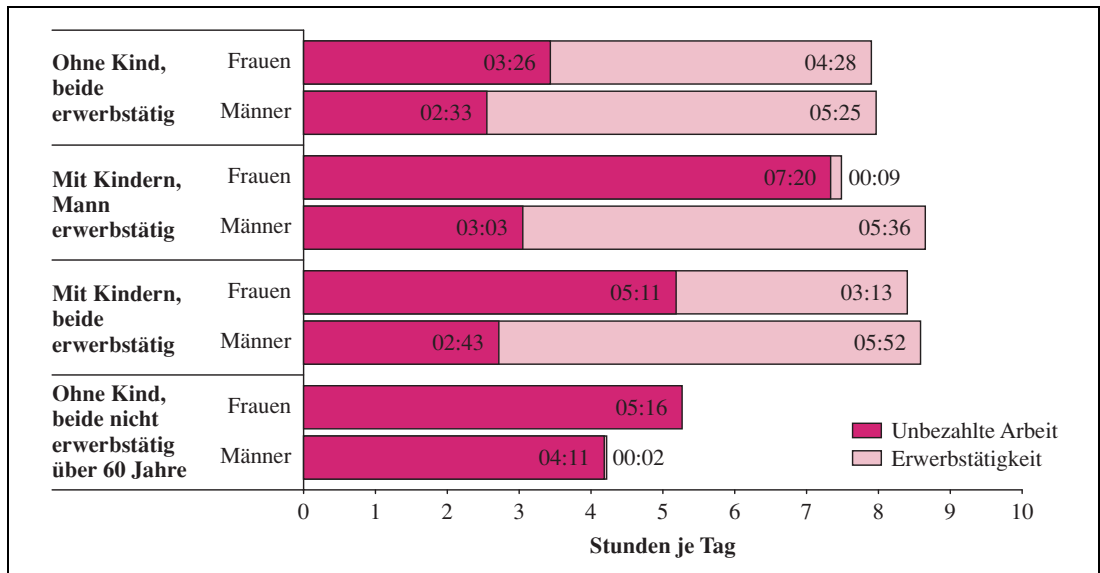
Arbeitsteilung bei Paaren – alles wie gehabt?

In Mann-Frau-Haushalten ohne Kinder, in denen beide berufstätig sind, ist das Zeitbudget ausgeglichen. Allerdings sind die Männer täglich ein bisschen länger im Büro oder Betrieb, die Frauen verwenden mehr Zeit auf die Ordnung in Küche, Bad und Kleiderschrank.

Bei Paaren mit Kindern ist die Gesamtbelastung der Frauen geringer, wenn nur der Mann erwerbstätig ist und sie sich allein um Haushalt und Kind(er) kümmert. Sind Vater und Mutter erwerbstätig, kommen mit bezahlter und unbezahlter Arbeit beide auf eine etwa gleich starke Belastung.

Durch sämtliche Mann-Frau-Konstellationen hindurch zieht sich der Tatbestand, dass Frauen den größten Teil der Haus- und Betreuungsarbeit leisten, und zwar umso mehr, je weniger Zeit sie auf berufliche Arbeit verwenden. Aber auch wenn sie und er in Vollzeit erwerbstätig sind, dauert ihre „zweite Schicht“ zu Hause etwas länger. Hält man

Abbildung 4: Arbeitsteilung von Paaren



Quelle: Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02, hrsg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend/Statisches Bundesamt, Wiesbaden 2003.

bei der statistischen Auswertung die Erwerbsarbeitszeit beider konstant, betrachtet also zum Beispiel Teilzeit arbeitende Eltern mit genau gleicher Stundenzahl, dann stellt sich heraus: Frauen machen doch wieder etwas mehr Hausarbeit als ihre männlichen Partner.¹⁵

Rein quantitativ gesehen bilden allerdings erwerbstätige Väter (zusammen mit allein erziehenden erwerbstätigen Müttern) eine zeitlich besonders belastete Gruppe. Nur scheint ihre Freiheit, für welche Arbeiten sie sich entscheiden, größer zu sein als jene der Frauen. Wie bisher fühlen Männer sich vor allem für handwerkliche Arbeiten rings um Haus und Wohnung zuständig sowie für Reparaturen am Familienauto. Die Zeitbudget-Untersuchung schreibt ihnen das beim Posten „unbezahlte Arbeit“ gut. Die Übergänge zu den Beschäftigungen „Hobby/Freizeit“ erscheinen jedoch nicht immer klar abgrenzbar. Wann wird das Basteln am Auto zum Freizeitspaß? Ist der Einbau einer neuen Wohnzimmerdecke eine notwendige Reparatur im Haushalt oder eher ein handwerkliches Hobby?

Nach wie vor scheuen Männer den Umgang mit Textilien. In Paarhaushalten wenden sie für die Wäschepflege täglich gerade zwei Minuten auf (Frauen: eine halbe Stunde), womit gegenüber 1991/92 keine Veränderung erfolgt ist. „Zwei

15 Vgl. Wo bleibt die Zeit? (Anm. 4), S. 16.

Minuten reichen höchstens, um die Krümel von Hemd und Anzug zu bürsten“, kommentierten die StatistikerInnen damals lakonisch das Ergebnis.¹⁶

Dafür ist das ehrenamtliche Engagement der Männer größer als das der Frauen, wobei auch hier die Übergänge zur Freizeit fließend erscheinen. Ist der Vorsitz im Sportverein nun Freizeitspaß oder „Bürgerarbeit“? Während es beim ehrenamtlichen Engagement von Singles, was den zeitlichen Aufwand anbelangt, kaum geschlechtsspezifische Unterschiede gibt, leisten Männer in (kinderlosen) Paarhaushalten wesentlich mehr „Bürgerarbeit“ – wohl, weil ihnen die Partnerin durch Übernahme der Hausarbeit den zeitlichen Freiraum dafür verschafft. Das Übergewicht der Männer beim ehrenamtlichen Engagement bleibt auch dann erhalten, wenn sie Väter sind, und sogar dann, wenn beide Eltern berufstätig sind.¹⁷

Viel ist von „neuen Vätern“ die Rede, die sich intensiver um ihre Kinder kümmern als das noch vor zehn Jahren der Fall war. Im Rahmen der Zeitbudgetuntersuchung wurde nicht nur nach tatsächlich verbrachter Zeit gefragt, sondern auch nach Wunschvorstellungen. Es zeigte sich, dass jeder dritte Vater gerne mehr Zeit für sich und seine

16 Vgl. Bundesministerium für Familie und Senioren/Statisches Bundesamt (Hrsg.), Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland, Wiesbaden 1994, S. 12.

17 Vgl. Wo bleibt die Zeit? (Anm. 4), S. 21.

Familie hätte. Ob sich das auf das tatsächliche Verhalten auswirkt? Der Zeitaufwand der Männer für die Erwerbsarbeit nimmt jedenfalls mit der Zahl der Kinder stetig zu. Und zumindest so lange die Kinder klein sind, wächst, wenn auch in weit geringerem Maß, das Engagement bei der Kinderbetreuung.¹⁸ Mütter werden staunend zur Kenntnis nehmen, dass sich Väter in Paar-Haushalten täglich im Durchschnitt 1 Stunde und 15 Minuten ihrem Nachwuchs widmen (Mütter: 2 Stunden und 45 Minuten). Weniger überraschend ist das Detail, dass diese „Kinderbetreuungszeit als Hauptaktivität“ der Väter hauptsächlich am Wochenende stattfindet und vorzugsweise aus „Spiel und Sport“ besteht. Erstaunlicherweise verwenden Väter auch für Wohnungs- und Fahrzeugreparaturen mehr Zeit auf als kinderlose Männer in Partnerschaften. Das geht allerdings auf Kosten ihrer Beteiligung an klassischer Hausarbeit. Das schon lange bekannte Muster einer „Retraditionalisierung“ der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes wird durch die Zeitbudgetuntersuchung 2001/02 wieder einmal bestätigt (vgl. *Abbildung 4*).

Hoffnung auf die junge Generation?

Leider ist der männliche Unwille, die Hälfte der Arbeit auch zu Hause zu übernehmen und damit den Frauen eine planmäßigere berufliche Karriere zu ermöglichen, keine Generationenfrage. Zwar tragen Kinder und Jugendliche insgesamt weniger zur Hausarbeit im Elternhaus bei als noch vor zehn Jahren. Die Jungen haben ihren Beitrag aber deutlicher reduziert als die Mädchen, so dass die Geschlechterkluft sogar gewachsen ist.¹⁹ Bereits im Alter zwischen 10 und 14 leisten Mädchen täglich eine Viertelstunde länger Hausarbeit als

18 Vgl. Peter Döge/Rainer Volz, Was machen Männer mit ihrer Zeit? Zeitverwendung bundesdeutscher Männer nach den Ergebnissen der Zeitbudgetstudie 2001/2002, in: Ergebniskonferenz (Anm. 1), Manuskript, S. 21.

19 Vgl. Waltraud Cornelißen/Karen Blanke, Zeitverwendung von Mädchen und Jungen, in: Ergebniskonferenz (Anm. 1), Manuskript, S. 9.

gleichaltrige Jungen. Hier spiegelt die Statistik wider, was Kindern auch heute meist in der Familie vorgelebt wird: dass die Mutter jeden Tag kocht, wäscht und bügelt, dass dieses also „Frauenarbeit“ ist, während der Vater vor allem durch Abwesenheit glänzt. Nach der Pubertät wirken die kindlichen Lernprogramme doppelt: Im Alter von 15 bis 20 Jahren sind junge Frauen bereits täglich eine halbe Stunde länger mit Hausarbeit eingedeckt als junge Männer.

Auch wenn einiges dafür spricht, dass Eltern Jungen und Mädchen zunehmend egalitär zu erziehen versuchen, so hat sich das auf die Arbeitsteilung im Haushalt offenbar kaum ausgewirkt. Berufstätige Söhne, die im Elternhaus leben, werden weniger zur Hausarbeit herangezogen als Töchter in der gleichen Situation. Das „Hotel Mama“ lohnt sich also vor allem für junge Männer. Entsprechend sind die Freizeitmuster bereits der jungen Generation geschlechtsspezifisch geprägt. Die 10- bis 14-jährigen Mädchen haben täglich rund eine halbe Stunde weniger Freizeit als die Jungen. Der Rückstand im Freizeitbudget der 14- bis 18-jährigen Mädchen beläuft sich sogar auf 50 Minuten täglich. Im Zehn-Jahres-Vergleich sind die Abstände noch größer geworden: Beide Geschlechter haben heute mehr freie Zeit als noch zu Beginn der neunziger Jahre: Jungen fast 40 Minuten mehr; die Mädchen eine knappe halbe Stunde.²⁰

Es tröstet auch nicht, dass die jungen Frauen bis 18 Jahre sich alles in allem zufrieden über die für Hausarbeit verwendete Zeit äußern, während junge Männer ihren insgesamt bescheidenen Beitrag zur Familienarbeit eher lästig finden.²¹

Internetverweis:

Die Broschüre „Wo bleibt die Zeit“ kann über das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend bestellt werden: www.bmfsfj.de.

Als Datei kann sie über die Internetseite des Statistischen Bundesamts heruntergeladen werden:

www.destatis.de/Presse/Veranstaltungen/2.12.03/

Weitere Unterlagen

20 Vgl. ebd., S. 5.

21 Vgl. ebd., S. 9.

Geschlechtsspezifische Unterschiede im Umgang mit der Zeit

Gesellschaftliche Zeitstrukturen

Die Vorstellungen von und die Wahrnehmung der Zeit haben sich in einem langen geschichtlichen Prozess entwickelt. Der Umgang mit ihr ist das Ergebnis des jeweils herrschenden gesellschaftlichen Zeitempfindens, das sich aus der kulturellen Überformung vergangener Zeitbedeutungen speist. In welcher Weise eine Gesellschaft die Zeit zum Gegenstand ihrer Organisation macht, beeinflusst auch den individuellen und sozialen Umgang mit ihr. Die gesellschaftlichen Probleme des aktuellen Zeitstrukturwandels sind offenkundig: Flexibilisierungen der Arbeits- und Betriebszeiten haben zu sozialer Desynchronisation geführt, etwa mit der Folge, dass sich Fahrgemeinschaften auflösen, der Energieverbrauch in privaten Haushalten durch unterschiedliche Aktivitätszeiten ansteigt und es zu einem Verlust an Kontinuität und Stabilität in den zwischenmenschlichen Beziehungen kommt, deutlich zu erkennen an den steigenden Scheidungsraten.

Inwieweit Zeitstrukturen die soziale Existenz und die Gesundheit beeinträchtigen, hat Jürgen Rinderspacher untersucht.¹ Er ist zum Ergebnis gekommen, dass die zeitliche Normierung von Tätigkeiten und Bedürfnissen unter der Bedingung beschleunigter Handlungen und Prozesse im Widerspruch zum biologisch-sozialen Rhythmus der Personen stehen kann. Dieser Widerspruch stelle eine permanente Belastung dar, die pathogene Züge trage.

Wie wirkt sich nun die aktuelle Zeitstrukturierung unserer Gesellschaft aus, gibt es Unterschiede in der Zeitbedeutung und der Zeitwahrnehmung zwischen den Geschlechtern, und hat sich die sozialstrukturelle Ungleichheit zwischen Mann und Frau gewandelt?

Dies waren die zentralen Fragen einer Bevölkerungsbefragung (n = 150) des Gesundheitsamtes

1 Vgl. Jürgen Rinderspacher, Gesellschaft ohne Zeit. Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Arbeit, Frankfurt/M. 1985.

des Stadtverbandes Saarbrücken im März 2002 anlässlich des Gesundheitstages „Zeit(t)räume“. Sie erfolgte anonym mittels eines standardisierten Fragebogens. Im vorliegenden Beitrag sollen die wichtigsten Ergebnisse referiert werden.

Unterschiedliche Zeitbedeutungen

Die Zeit als metaphysischer Bedeutungsgehalt, die individuellen Einstellungen und Haltungen zu ihr als nicht fasslichem Realitätskonstrukt standen im Blickpunkt der Frage „Was bedeutet Zeit für Sie?“. Dabei wurde zwischen folgenden Haltungen differenziert: hohe Wertschätzung der Zeit, aktive Einstellung, passive, materielle, rationale und depressive Haltungen.

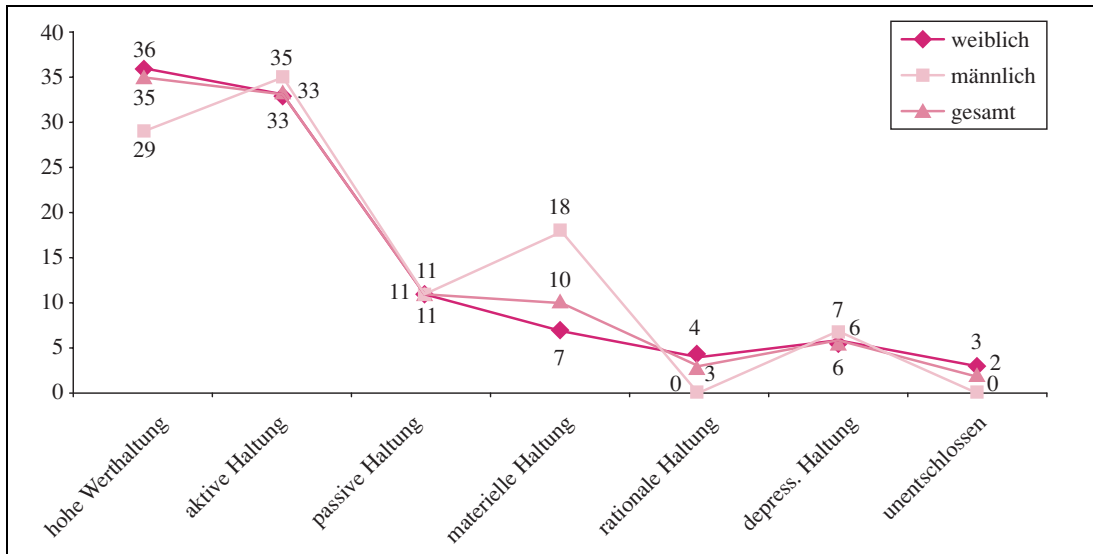
Mehr als ein Drittel aller Befragten gab an, eine *hohe Wertschätzung* von der Zeit zu haben. Unterteilt nach Geschlechtergruppen war dies beinahe jede dritte (2,8) Frau und mehr als jeder dritte (3,4) Mann, d. h., Frauen maßen der Zeit als solche mehr Bedeutung zu als Männer.

Ein Drittel der Befragten äußerte, eine *aktive Einstellung* zur Zeit zu besitzen; Zeit wurde mit etwas Lebendigem, Selbstbestimmtem, Gestaltbarem assoziiert, wobei die geschlechtsspezifische Abweichung hier nur gering war. Der Umgang mit der Zeit scheint für Frauen und Männer eine gleichwertige Bedeutung zu haben. Der metaphysische Bedeutungsgehalt der Zeit hat danach keine Auswirkungen auf die direkte Umsetzung in der Eigenzeit.² Das bedeutet, dass die Sinnhaftigkeit der Zeit als solche bzw. ihre Seinserfahrung unabhängig von der eigenen zeitlichen Orientierung ist.

11 Prozent sowohl der Frauen als auch der Männer nahmen eine eher *passive Haltung* zur Zeit ein. Jeder Zehnte akzeptierte danach Zeitabläufe in ihrer aktuellen Erfahrbarkeit und wertete sie als eine Determinante im Lebenslauf, als etwas Schicksalhaftes. Das aktuelle gesellschaftliche

2 Vgl. Helga Nowotny, Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls, Frankfurt/M. – New York 1993.

Abbildung 1: Wertschätzungen der Zeit (in Prozent)



Quelle: Vera Hewener, Die Zeit als Stressfaktor, in: Gesundheitsberichterstattung des Stadtverbandes Saarbrücken, (2002) 2.

Zeitregime spiegelte sich direkt in der Werthaltung wider, d. h., hier manifestierte sich die Haltung, dass die Person selbst nicht agiert, nur reagieren kann.

Einstellungen, die einen materiellen Gegenwert zum Bezugspunkt Zeit haben wie z. B. „Geld“ oder „Vermögenswert“, wurden als *materielle Haltung* gewertet. Danach äußerten 10 Prozent der Befragten eine eher materielle Haltung, wobei es hier deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern gab. Nur jede vierzehnte Frau, aber jeder sechste Mann gewann der Zeit eine materielle Bedeutung ab. Einerseits spiegelte sich hier auch die unterschiedliche metaphysische Beziehung zur Zeit wider: Zeit wird von Frauen weniger mit einem Nutzeffekt in Beziehung gebracht. Andererseits wirkte sich die Rollenverteilung deutlich aus: Männer sahen in der Zeit eher einen geldwerten Vorteil, was der Rolle des Ehemannes und Vaters als Ernährer der Familie entspricht. Die Losung „Zeit ist Geld“ ist danach eine männliche Konnotation.

3 Prozent der Befragten zeigten eine *rationale Haltung* zur Zeit. Das äußerte sich in Einstellungen wie „Uhrzeit“, „Pünktlichkeit“ oder „Maßeinheit“, wobei diese Angaben nur von Frauen gemacht wurden. Der sorgfältige Umgang mit der Uhrzeit und Pünktlichkeit ist folglich eher eine Frauendomäne. Angesichts der Tatsache, dass nach den Sozialindikatoren der Befragten 76 Prozent der verheirateten berufstätigen Frauen auch Kinder

versorgen und daher ein hohes Maß an Organisations-talent aufbringen müssen, um den Alltag zu regeln, ist dies nicht verwunderlich. Es erklärt jedoch nicht den Unterschied in der Konnotation hinsichtlich der materiellen Einstellung: Wenn Zeit Geld ist, bedarf es hierzu auch des sorgfältigsten Umgangs mit ihr.

Die Kategorie *depressive Haltung* beinhaltet Einstellungen, die über eine distanzierte Subjekt-Objekt-Beziehung hinausgehen. Sie negieren positive Eigenschaften der Zeit unabhängig von ihrer Quantität bzw. Verfügbarkeit und reagieren mit Rückzugstendenzen. Hierunter wurden Einstellungen wie „Langeweile“, „sollte man haben“, „Vergänglichkeit“ oder „mehr als ich brauche“ gezählt. Eine eher depressive Haltung nahmen insgesamt sechs Prozent aller Befragten ein, wobei dies geringfügig mehr männliche als weibliche Personen angaben.

Insgesamt betrachtet äußerten zwei Drittel der Befragten eine positive Einstellung zur Zeit. Die größte Abweichung bei den Geschlechtern betraf die materielle und rationale Einstellung und die Wertepreferenz insgesamt. Danach nehmen Frauen die Zeit intensiver wahr und gestalten sie bewusster. Männer hingegen werten Zeit eher als Produktionsgröße. Die Wahrnehmung der Zeit als etwas Metaphysisches scheint bei Männern weniger intensiv ausgeprägt zu sein als bei Frauen (vgl. *Abbildung 1*).

Die persönliche Zeitwahrnehmung hängt mit der individuellen Eigenzeit eines jeden Menschen zusammen. Ob jemand empfindet, zu viel oder zu wenig Zeit zu haben, misst sich daran, ob er die Dinge, die für ihn Bedeutung haben, in seinem Alltag verwirklichen bzw. ob er die Zeit, die er zur Verfügung hat, mit sinnvollen Dingen ausfüllen kann. Was dabei als sinnvoll verstanden wird, hängt von den individuellen Wertepreferenzen ab.

Über Zeitmangel klagten 37,6 Prozent der weiblichen und 44,4 Prozent der männlichen Befragten. Lediglich 8 Prozent hatten weder zuviel noch zu wenig Zeit, wobei es sich hier ausschließlich um weibliche Personen handelte. Unterteilt nach Alterstruktur klagte ein Viertel der 40- bis 49jährigen weiblichen Befragten über Zeitnot, gefolgt von jeweils 18 Prozent der 50- bis 59-Jährigen und 30- bis 39-Jährigen. Die Altersgruppe der 30 bis 50-Jährigen war am stärksten vertreten. Bei den männlichen Befragten klagte ein Drittel der 40- bis 49-Jährigen, jeweils ein Viertel der 30- bis 39-Jährigen und 50- bis 59-Jährigen über Zeitnot. In der Gruppe der 40- bis 49-Jährigen waren mehr Männer als Frauen zu finden. Insgesamt gaben 37 Prozent aller Befragten Zeitmangel an. Unterteilt nach Geschlecht standen demnach doppelt soviel Männer wie Frauen unter großem Zeitdruck. Unter sehr großem Zeitdruck litten Frauen viermal so häufig wie Männer.

Betrachtet man die Gesamtgruppe der Befragten, so gaben 51 Prozent Zeitwohlstand, 38 Prozent Zeitnot und 8 Prozent ein ausgeglichenes Zeitverhältnis an. Bezogen auf die Geschlechtergruppe hatten 37,6 Prozent der Frauen und 44,4 Prozent der Männer Probleme mit der Zeiteinteilung. Die Hälfte der Befragten war mit der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit zufrieden. Für sie ist Zeit kein Stressfaktor. Jeder Dritte jedoch hatte Schwierigkeiten, mit der ihm zur Verfügung stehenden Zeit auszukommen. 84 Prozent der zeitgestressten Personen erlebten dabei einen mittleren bis sehr hohen Zeitdruck, was bedeutet, dass Probleme mit der Zeit meist massiv auftreten, wenn sie vorhanden sind. Immerhin verspürten 22 Prozent der Gesamtgruppe einen großen bis sehr großen Zeitdruck. Jeder Fünfte läuft danach Gefahr, seine Gesundheit durch den Stressfaktor Zeit zu beeinträchtigen.

Die Frage nach dem Zeitdruck sollte Auskunft über die Bewältigungsformen einer Situation geben. Es ging insbesondere darum, einerseits die Wirkungen von Zeitenge als Stressfaktor mit krankmachenden Auswirkungen und andererseits auch kreative Lösungen herauszuarbeiten.

Die Wertungen wurden in zwei Kategorien angeboten: Reaktion auf Zeitdruck in Form von *Distress* mit psychosomatischen Symptomen und in Form von *Eustress* mit Kreativität und Konstruktivität. Es waren Mehrfachwertungen möglich.

Zeitdruck als Distress

Unruhe und Nervosität waren die häufigsten Anzeichen bei Zeitdruck, und zwar sowohl in der Häufigkeitsverteilung aller psychosomatischen Reaktionen mit 46 Prozent als auch in den Geschlechtergruppen mit 85 Prozent (w) bzw. 83 Prozent (m) (vgl. Symptomliste *Tabelle 1*). Aggression war die zweithäufigste Reaktion mit 19 Prozent aller Symptome. Auch in den Geschlechtergruppen reagierte jeweils ein Drittel der Befragten dann aggressiv, wenn die Zeit knapp wurde. An dritter Stelle wurden sowohl Magenschmerzen als auch Herzklopfen mit jeweils 11 Prozent als Symptom genannt. In den Geschlechtergruppen traten hier jedoch deutliche Abweichungen auf. 26 Prozent der Männer gaben Magenschmerzen als dritthäufigste Reaktion an, d. h. jedem Vierten schlug der Stressfaktor Zeit auf den Magen. Bei den Frauen rangierte an dritter Stelle mit 23 Prozent jedoch Herzklopfen. Zählt man den Schwindel und Kopfschmerzen als vegetative Reaktionen hinzu, waren dies 46 Prozent. Dies bedeutet, dass Zeitdruck bei fast der Hälfte der Frauen das Herz-Kreislauf-System belastete, was auch der Mortalitätsrate der Frauen an akuten Myokardinfarkten entspricht.³ Das bedeutet, dass Frauen bei Dauerstress eher körperlich erkranken können als Männer. Bezogen auf die Gesamtgruppe wurde mindestens jeder Zweite nervös, jeder Vierte aggressiv, und jeder Siebte bekam Herzklopfen oder Magenschmerzen.

³ 57 Prozent der Todesursachen im Saarland waren 1999 Herz-Kreislauf-Erkrankungen, davon starben 14 Prozent an einem akuten Myokardinfarkt, 45 Prozent davon waren Frauen. Vgl. Statistisches Landesamt Saarland, Statistisches Jahrbuch des Saarlandes, Saarbrücken 2000, S. 20 ff.

Tabelle 1: Liste der Symptome körperlicher Reaktionen auf Zeitdruck nach Geschlecht (in Prozent)

Psychosomatische Symptome	Gesamt n= 150	Gesamt n=109	Männlich n=23	Männlich n=33	Weiblich n=86	Weiblich n=117
Unruhe	61	84	83	58	85	62
Magenschmerzen	15	20	26	18	19	14
Kopfschmerzen	12	17	13	9	17	13
Herzklopfen	14	19	4	3	23	17
Schwindel	3	5	0	0	6	4
Krankheit	2	3	0	0	3	2
Aggression	25	34	35	24	34	25

n = 150 alle Befragten; n = 109 Zahl der Befragten, die diese Frage beantwortet haben.

n = 33 alle männlichen Befragten; n = 23 Zahl der männlichen Befragten, die diese Frage beantwortet haben.

n = 117 alle weiblichen Befragten; n=86 Zahl der weiblichen Befragten, die diese Frage beantwortet haben.

Quelle: Vera Hewener, Die Zeit als Stressfaktor, in: Gesundheitsberichterstattung des Stadtverbandes Saarbrücken, (2002) 2.

Tabelle 2: Liste der produktiven Reaktionen auf Zeitdruck nach Geschlecht (in Prozent)

Produktive Haltungen	Gesamt n=150	Gesamt n=101	Männlich n= 24	Männlich n=33	Weiblich n=77	Weiblich n=117
Bin das gewöhnt	15	22	17	12	23	15
Macht mir nichts aus	13	20	29	21	17	11
Werde ich erst richtig gefordert	13	20	29	21	17	11
Fühle ich mich gebraucht	11	17	13	9	18	12
Besser zu wenig als zu viel Zeit	7	11	8	6	12	8
Setzt neue Energien frei	15	23	17	12	25	16
Konzentriere mich auf das Wesentliche	36	53	42	30	57	21
Suche mir Unterstützung und Hilfe	14	21	17	12	22	15

n=150 alle Befragten; n=101 Zahl der Befragten, die diese Frage beantwortet haben.

n=33 alle männlichen Befragten; n=24 Zahl der männlichen Befragten, die diese Frage beantwortet haben.

n=117 alle weiblichen Befragten; n=77 Zahl der weiblichen Befragten, die diese Frage beantwortet haben.

Quelle: Vera Hewener, Die Zeit als Stressfaktor, in: Gesundheitsberichterstattung des Stadtverbandes Saarbrücken, (2002) 2.

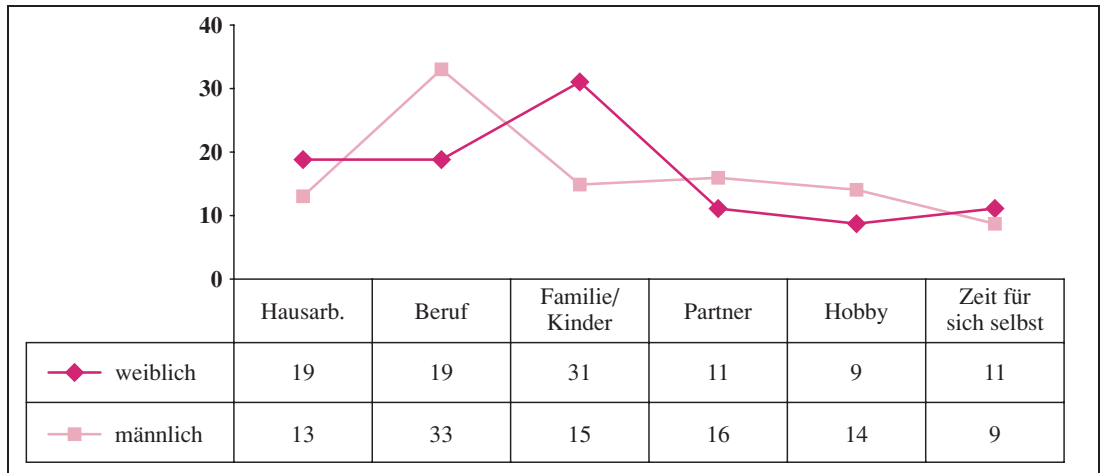
Zeitdruck als Eustress

Während *Disstress* von vier Prozent mehr Frauen als Männern angegeben wurde, gaben Eustress sieben Prozent mehr Männer als Frauen an. Männer können danach eher produktiv mit Stresssituationen umgehen als Frauen bzw. Frauen reagieren intensiver auf den Stressfaktor Zeit. Zwei Drittel der Befragten reagierten sowohl mit Di- als auch mit Eustress auf Zeitdruck.

Die häufigste Wertung sowohl in der Häufigkeitsverteilung aller produktiven Reaktionen bei Zeitdruck (28 Prozent; vgl. *Tabelle 2*) als auch in den Geschlechtergruppen war die *Konzentration auf das Wesentliche*, und zwar bei Männern mit 42 Prozent, bei Frauen jedoch mit 57 Prozent. Frauen reagierten danach eher rational auf Zeitdruck. Diese Aussage korreliert mit der Wertepreferenz

der Zeiteinschätzung, bedeutet jedoch auch, dass psychosomatische Reaktionen und Bewältigungsmuster sich nicht entsprechen müssen bzw. rationale Reaktionen auf der Verhaltensebene somatische Reaktionen nicht unbedingt verhindern. Denn obwohl fast die Hälfte der Frauen vegetative Reaktionen auf Zeitdruck zeigte, gaben mehr als die Hälfte an, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Fast jeder zweite Mann reagierte unter Zeitnot rational, jeder dritte sah darin eine Herausforderung, die seine Gesundheit nicht beeinträchtigt. Mindestens jede zweite Frau reagierte unter Zeitnot rational, jede vierte spürte einen Energiezuwachs, war daran gewöhnt und suchte soziale Lösungen. Bezogen auf die Gesamtgruppe (n = 150) gingen fast zwei Drittel der Befragten produktiv mit Zeitdruck um. Mindestens jeder Dritte konzentrierte sich auf das Wesentliche (vgl. *Tabelle 2*).

Abbildung 2: Zeitverwendung nach Geschlecht (in Prozent der Tagesstunden)



Quelle: Vera Hewener, Die Zeit als Stressfaktor, in: Gesundheitsberichterstattung des Stadtverbandes Saarbrücken, (2002) 2.

Das aktuelle Zeitregime

Die Beschleunigungsgesellschaft ist unschwer an den Maximen ihrer Ökonomie auszumachen. Mobilität, Flexibilität und ständige Erreichbarkeit kennzeichnen erfolgreiche Arbeitnehmer mit Karrierechancen. Was bedeutet dies im Alltag?

Das aktuelle Zeitregime war bereits Gegenstand verschiedener Untersuchungen. Nach Claus Offe und Rolf G. Heinze nimmt der Beruf einschließlich Wegezeiten täglich 9,75 Stunden in Anspruch.⁴ 9,3 Stunden des Tages werden den reproduktiven Bedürfnissen wie Essen, Körperpflege, Hausarbeit und Schlafen gewidmet. Von den 24 Stunden eines Werktages verbleiben nach einer Studie von Horst W. Opaschowski noch vier Stunden frei verfügbare Zeit, die allerdings zusammenhängend nur an Wochenenden oder zu Urlaubszeiten zur Verfügung stehen.⁵

Die Frage „Wie viele Stunden bringen Sie auf für den Beruf, die Familie, Partnerschaft, Hausarbeit, Hobby und sich selbst?“ war eine Frage nach dem aktuell praktizierten Zeitregime und sollte eine Aufschlüsselung ermöglichen bzw. einen Vergleich herstellen zwischen dem gelebten Zeitregime und den bereits untersuchten.

⁴ Vgl. Claus Offe/Rolf G. Heinze, Organisierte Eigenarbeit. Das Modell Kooperationsring, Frankfurt/M.–New York 1990.

⁵ Vgl. Horst W. Opaschowski, Freizeitökonomie: Marketing von Erlebniswelten, Opladen 1995.

Außerdem sollte überprüft werden, ob sich bei Aufteilung der Geschlechtsrollen Veränderungen aufzeigen lassen. Die Frage nach der Stundenzeiteinteilung enthielt eine Kategorisierung in Hausarbeit, Beruf, Familie/Kinder, Partnerschaft, Hobby und Zeit für sich selbst. Bezogen auf die Gesamtgruppe wurden 28 Prozent der Tagesstunden für die Familie und die Kinder, 22 Prozent für den Beruf, 18 Prozent für die Hausarbeit, 12 Prozent für den Lebenspartner und jeweils 10 Prozent für das Hobby und sich selbst aufgebracht.

Betrachtet man die Geschlechtergruppen getrennt, brachten Männer 33 Prozent der Tagesstunden für den Beruf, 16 Prozent für die Partnerschaft, 15 für die Familie und die Kinder, 14 für das Hobby, 13 für die Hausarbeit und 9 Prozent für sich selbst auf. 7,3 Stunden verblieben täglich für den Schlaf. Frauen brachten 31 Prozent der Tagesstunden für die Familie und die Kinder auf, jeweils 19 für die Hausarbeit und den Beruf, jeweils 11 für den Partner und sich selbst und 9 Prozent für ihr Hobby. Ihnen verblieben 7,9 Stunden für den Schlaf (vgl. *Abbildung 2*).

Erhalt der traditionellen Familienstrukturen

Die Familienarbeit nahm Frauen täglich doppelt so lang in Anspruch wie Männer. Die Aufteilung der Hausarbeit scheint sich jedoch allmählich zu verändern. Nach der Umfrage des Gesundheitsamtes benötigten Frauen hierfür 2,4 Stunden der Tageszeit, Männer setzten 1,7 Stunden dafür ein. Die ganztägige Berufstätigkeit ist immer noch an männlichen Arbeitnehmern orientiert. Ohne

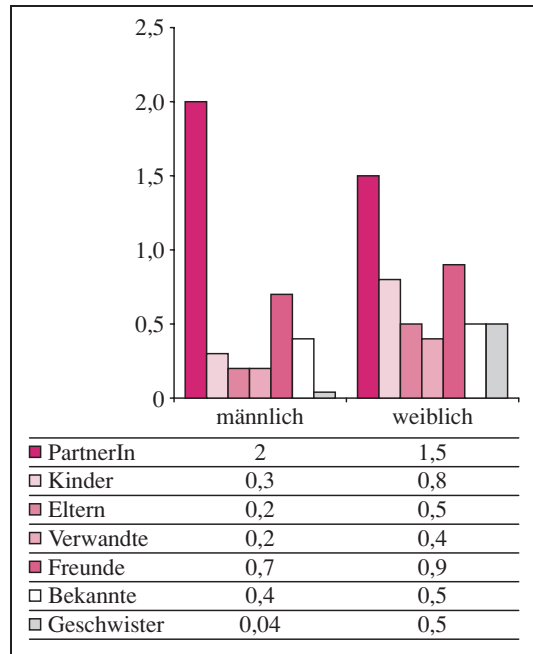
Wegezeiten lag die durchschnittliche tägliche Arbeitszeit bei 8 Stunden, womit sie etwas über den gültigen Tarifverträgen liegt. Das größte Zeitpotenzial setzte die männliche Personengruppe für den Beruf mit 33 Prozent der Stunden ein. Bei Frauen war dies die Familienarbeit mit 31 Prozent. Sie brachten genauso viel Zeit für die Hausarbeit auf wie für den Beruf. Die Familienarbeit machte bei ihnen jedoch ein Drittel der gesamten Tageszeit aus, d. h. 12 Prozent mehr als beispielsweise für den Beruf oder die Hausarbeit. Damit wurden die sozialen Ungleichheitspotenziale durch die strukturell vorgegebenen gesellschaftlichen Bedingungen bestätigt, was bedeutet, dass sich an den traditionellen Geschlechterrollen nicht viel geändert hat.

Deutliche Unterschiede bestanden auch bei der Pflege der Partnerschaft. Männer brachten für ihre Partnerinnen genauso viel Zeit auf wie für die Kinder, Frauen hingegen setzen für die Kinder dreimal so viel Zeit ein wie für die Partnerschaft. Sie investierten außerdem für ihren Partner und sich selbst gleich viel Zeit. Männer nahmen für sich selbst das geringste Zeitpotenzial in Anspruch. Bei den Hobbies konnten sie wiederum 5 Prozent mehr an Tageszeit investieren als Frauen. Während sich bei der Übernahme von Hausarbeitspflichten langsam eine Angleichung vollzieht, scheint die Beziehungsarbeit immer noch eine weibliche Domäne zu sein. Die berufliche Arbeitszeit von Frauen verteilte sich durchschnittlich auf sechs Stunden, was bedeutet, dass Teilzeitarbeit bevorzugt wird.

Im Vergleich zu den Ergebnissen von Offe und Heinze ergaben sich damit in der Untersuchung des Gesundheitsamtes des Stadtverbandes Saarbrücken mehr oder weniger deutliche Verschiebungen. Der Anteil an reproduktiver Arbeit betrug in der untersuchten Gesamtgruppe 13,2 Stunden (Hausarbeit, Familie/Kinder und Schlaf), d. h. 3,9 Stunden mehr als bei Offe und Heinze. Nach Geschlechtergruppen differenziert betrug diese Zeit beim weiblichen Personenkreis 14,1 Stunden und im männlichen 11 Stunden. Die frei verfügbare Zeit, die laut Opaschowski durchschnittlich 4 Stunden beträgt, wurde mit 4,1 bestätigt. Jedoch traten auch hier deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtergruppen auf. Frauen verblieben nach dieser Umfrage 3,7 Stunden, Männern hingegen 5 Stunden Zeit.

Insgesamt kann gesagt werden, dass Frauen mehr Schlaf benötigen als Männer, dass Familienarbeit immer noch zunächst einmal Frauensache ist, dass berufstätige Frauen in der Regel teilzeitbeschäftigt

Abbildung 3: Kommunikationszeiten nach Geschlecht pro Tag (in Stunden)



Quelle: Vera Hewener, Die Zeit als Stressfaktor, in: Gesundheitsberichterstattung des Stadtverbandes Saarbrücken, (2002) 2.

sind und dass Männer für die partnerschaftliche Beziehung mehr Zeit investieren als Frauen.

Kommunikationshäufigkeit der Geschlechter

Kommunikation ist die Basis jedweder zwischenmenschlichen Beziehung. Wie viel Zeit nehmen sich die Menschen heute füreinander, reicht die Zeit aus, um über alltägliche Dinge hinaus füreinander da sein zu können, oder stimmt der Eindruck von der „Pinnbrettfamilie“, in der sich die einzelnen Familienmitglieder per Zettelbotschaften am Pinnbrett in der Küche verständigen? Die zentrale Fragestellung war hier die Kommunikationshäufigkeit. Die Kategorisierung erfolgte nach Familienmitgliedern. Sie sollte aufzeigen, ob Ehepartner noch genügend Zeit für sich als Paar aufbringen können, wie Elternschaft sich heute im gemeinsamen Gespräch niederschlägt und ob Verwandtschaft mehr ist als die bloße Zugehörigkeit zu einer Abstammungslinie (vgl. *Abbildung 3*).

Ingesamt verteilte sich die Kommunikationszeit auf die Kategorien wie folgt: Partnerschaft 34 Prozent, Kinder 13 Prozent, Eltern 9 Prozent, Verwandte 8 Prozent, Freunde 18 Prozent, Bekannte 10 Prozent und Geschwister 8 Prozent. Betrachtet man die Kategorien nach sozialen Gruppen, wurde in der Kernfamilie insgesamt pro Tag 2,2 Stunden miteinander kommuniziert, mit der Groß- bzw. Herkunftsfamilie 1,2 und mit dem Freundes- und Bekanntenkreis 1,4 Stunden. Das bedeutet, dass die Struktur der Großfamilie weithin nicht mehr existiert und soziale Beziehungen im sozialen Umfeld als gleichwertig zu betrachten sind bzw. dass das Gespräch mit dem Nachbarn, der Freundin, dem Kegelbruder, dem Fußballfreund etc. genauso viel bedeutet wie das Gespräch mit der Verwandtschaft. Die Kernfamilie bildet den Mittelpunkt des persönlichen Austauschs. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern lagen in einer generell deutlich höheren Kommunikationshäufigkeit bei Frauen. Ihre Kommunikationszeit betrug insgesamt 5,1 Stunden, bei den Männern waren es nur 3,84 Stunden täglich. Väter sprachen mit ihren Kindern 20 Minuten täglich, Mütter 48 Minuten. Deutliche Unterschiede bestanden auch im Beziehungsgeflecht zur Großfamilie. Männer redeten mit ihren Eltern, Onkeln, Tanten und Geschwistern insgesamt 26 Minuten am Tag, wobei die Gesprächshäufigkeit mit Geschwistern nur wö-

chentlich eine sinnvolle Quantität ergab, nämlich 1,1 Stunden. Für den Freundes- und Bekanntenkreis wendeten Frauen genauso viel Zeit auf wie für die Verwandtschaft, nämlich 1,4 Stunden. Dies bedeutet auch, dass die Pflege der Beziehungen in der Großfamilie von den Frauen abhängt. Frauen verfügen danach über eine bessere Kommunikationsfähigkeit als Männer. Sie reden doppelt so lange mit ihren Kindern und dreimal so häufig mit der Verwandtschaft wie ihre Ehepartner. Auch wenn sich die Beschäftigung der Frauen deutlich zugunsten der Berufstätigkeit neben der Familienarbeit verschoben hat, bleiben hier die traditionellen Rollen erhalten.

Schlussbemerkung

Trotz des rasanten Wandels der gesellschaftlichen Strukturen bleibt die traditionelle Rollenverteilung der Geschlechter aufgrund der sozialstrukturellen Ungleichheitspotenziale erhalten. Der sich daraus ergebende Zeitdruck führt bei Frauen schneller zu Erkrankungen, messbar an der Zunahme akuter Myokardinfarkte.

Internetadressen:

www.univie.ac.at/schroedinger

www.zeitverein.com

www.angewandte-forschung.de

Zeitprobleme in der Beschleunigungsgesellschaft

Zeit ist ein Phänomen, das die Menschen während ihres gesamten Lebens begleitet. Sie ist – neben dem Raum – Grundbedingung allen Lebens und die wertvollste Ressource des Menschen. Ein Leben ohne Zeit ist schlechterdings nicht vorstellbar. Zeit kann man auch im Gegensatz zu anderen ökonomischen Ressourcen nicht anhäufen und ansparen. Wer heute bei der Arbeit eine Stunde „einspart“, hat morgen nicht 25 Stunden zur Verfügung. Die hohe Bedeutung der Zeit kommt auch darin zum Ausdruck, dass Zeit als das in Gesprächen am häufigsten verwendete Hauptwort gilt. Es ist daher nahe liegend, sich mit dem Umgang mit der Zeit bzw. mit Zeitproblemen näher zu beschäftigen. Im Folgenden soll ein Abriss der Geschichte der Zeit vom Mittelalter bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts gegeben werden.

Geschichte der Beschleunigung

Während noch bis zum Spätmittelalter das Prinzip der Langsamkeit herrschte, wurden durch das Bevölkerungswachstum um die Mitte des zweiten Jahrtausends erste Beschleunigungsprozesse ausgelöst.¹ So erhöhte sich die Zahl der Bevölkerung in Europa von rund 50 Millionen Mitte des 15. Jahrhunderts auf etwa 105 Millionen ein Jahrhundert später. Mit dem Städtewachstum wurde eine bessere Koordinierung des Alltags- und insbesondere des Wirtschaftslebens unumgänglich. Im Zuge der sich verändernden Wirtschaftsstrukturen entwickelten sich in den Städten neue Formen des Handels. Vor allem die Fernkaufleute waren bei der Bereitstellung von – zum Teil verderblichen – Waren auf schnellere Transportzeiten angewiesen. Aus Kostengründen hatten sie ein starkes Interesse daran, die Transport- und Informationszeiten zu verringern. Mit verbesserten Transportwegen und einem schnelleren Informationswesen (Kauf-

manns- und Postboten, Postkutschen) konnten sie gegenüber ihren Konkurrenten bestehen und ihre Kunden zufrieden stellen.

Während sich das Leben in den Dörfern weiterhin an den Rhythmen der Natur (Wechsel der Jahreszeiten, Tag-Nacht-Rhythmus) orientierte, wurden die Städte zum Ausgangspunkt eines dynamischen und beschleunigten Lebens: Die Städter leisteten einen wesentlichen Beitrag zum Übergang vom Natur- zum Kulturzustand. Es waren, so Peter Borscheid, an erster Stelle die Großkaufleute, die in ihrem Bemühen um geschäftlichen Erfolg und um Vervollkommnung ihrer Geschäftstechniken die Zeit als zentrales Element der Ökonomie entdeckten. Sie waren es auch, „die in ihren Geschäftsverträgen der Zeit eine neue Bedeutung zuerkennen“². Nach Überzeugung des französischen Philosophen Paul Virilio ist die Geschwindigkeit nicht primär *in* der Stadt, sondern – zur Überwindung der räumlichen Distanzen – *zwischen* den Städten entstanden.³

Ein weiterer bedeutsamer Schritt auf dem Weg zur heutigen Beschleunigungsgesellschaft erfolgte in der Epoche der Aufklärung.⁴ Mit der Aufklärung verlieren religiöse Vorstellungen über einen auf ein festes Endziel (*telos*) ausgerichteten Geschichtsverlauf an Bedeutung. Der „aufgeklärte“ Mensch erfährt den Wandel der Welt als herausforderndes Schicksal und als Potenzial, das es zu nutzen gilt. Die Vergangenheit wird zunehmend als Beengung empfunden, die Gegenwart als Durchgangsstadium betrachtet und die Zukunft

2 Ebd., S. 35.

3 Vgl. Paul Virilio, *Revolutionen der Geschwindigkeit*, Berlin 1993, S. 24.

4 Sie lässt sich am prägnantesten durch die oft zitierten Einleitungssätze aus Immanuel Kants kleiner Schrift „Was ist Aufklärung?“ (1783) charakterisieren: „*Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht im Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! (Wage es, weise zu sein!) Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!*“ Immanuel Kant, *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* in: *Werke in zwölf Bänden*, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd. XI, Frankfurt/M. 1977, S. 5 (Hervorhebung im Original).

*Bei diesem Beitrag handelt es sich um einen stark gekürzten und überarbeiteten Auszug aus der Einleitung zur folgenden Veröffentlichung: Ludwig Heuwinkel, *Umgang mit Zeitproblemen*, Schwalbach/Ts. 2004 (in Vorbereitung).*

1 Vgl. zu den nachfolgenden Ausführungen: Peter Borscheid, *Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung*, Frankfurt/M. 2004, S. 33 ff.

„als offener Horizont, als Möglichkeitsraum“⁵ erlebt; als Projektionsfläche erfährt sie eine beispiellose Aufwertung.

Mit dem Wirtschaftsliberalismus, der als ökonomisches Gegenstück zur philosophisch-politischen Aufklärung anzusehen ist, wurde es möglich, den neuen Gestaltungsspielraum zu nutzen. Adam Smith (1723 – 1790), der bedeutendste Begründer des Wirtschaftsliberalismus, hat den Weg für einen zunehmenden materiellen Güterwohlstand gewiesen.⁶ Ausgehend von seinem Menschenbild, wonach der Mensch von Natur aus egoistische Ziele verfolge, entwarf Smith ein auf privatwirtschaftliche Interessen ausgerichtetes Wirtschaftssystem. Nicht von der uneigennütigen Nächstenliebe gehe der Wohlstand aus, sondern von dem auf Eigennutz bedachten, rational handelnden Unternehmer. Dieser werde angesichts des Ziels einer langfristigen Gewinnmaximierung gute Qualität zum günstigen Preis anbieten müssen, andernfalls werde er aufgrund der herrschenden Konkurrenz vom Markt verdrängt.

Im Wirtschaftsliberalismus wurzeln die Ursachen für die sich bis heute dynamisierenden Beschleunigungsprozesse in allen fortgeschrittenen marktwirtschaftlichen Gesellschaftssystemen. Denn im Kapitalismus verschwindet jede natürliche Produktionsgrenze, wie sie in früheren gesellschaftlichen Epochen, in denen überwiegend für den jeweiligen Bedarf produziert wurde, gegeben war. Gewinnmaximierung lässt sich langfristig nur dadurch garantieren, dass die Unternehmen ihre Produktion ausweiten und/oder die menschliche Arbeitskraft effizienter ausnutzen.

Folgen der Beschleunigung

Eine Folge der am Gewinn orientierten privatwirtschaftlichen Produktionsweise ist der stetige Fortschritt der technischen Entwicklung. Technologischer Vorsprung garantiert einen zusätzlichen Gewinn. Daher werden technische Anlagen häufig schon durch leistungsfähigere ersetzt, bevor sie verschlissen sind. Es findet ein Wettlauf um die Pionierposition statt. „Mittlerweile hat die Epidemie des Zeitwettbewerbs auf so viele Branchen übergreifen und eine solche Dynamik erreicht, dass Zeit bzw. Geschwindigkeit neben den klassi-

5 Michel Baeriswyl, *Chillout. Wege in eine neue Zeitkultur*, München 2001², S. 10.

6 Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen*, München 1978 (Erstausgabe 1776).

schen Differenzierungsinstrumenten – dem Preis und der Qualität – von vielen nicht nur als gleichwertiger Faktor angesehen wird, sondern oft als die im Moment wichtigste und hervorstechendste Quelle zur Gewinnung von Konkurrenzvorteilen bezeichnet wird.⁷ Dies lässt sich am Beispiel der Verkürzung der Produktlebenszyklen zeigen – man denke etwa an den raschen Modellwechsel in der Automobilbranche. Damit sind zwangsläufig kürzere Entwicklungszeiten verbunden. Eine negative Folge ist unter anderem die steigende Zahl von Rückrufaktionen. Betroffen sind davon so unterschiedliche Produkte wie Autos, Haushaltsgeräte und Kinderspielzeug. Probleme gibt es auch bei Medikamenten, die in zu kurzer Zeit unzureichend getestet wurden.

In marktwirtschaftlichen Gesellschaften ist sowohl auf der Angebots- als auch auf der Nachfrageseite eine Beschleunigung festzustellen: Einer stetigen Erweiterung und Erneuerung des Güterangebots steht eine steigende Nachfrage nach immer aktuelleren Gütern gegenüber. Mit differenzierten Marketingstrategien sorgen die Unternehmen zudem für entsprechend kurze Zyklen. Hierunter fällt auch, dass die Zeit der Haltbarkeit von Produkten verkürzt wird, indem beispielsweise so genannte „Sollbruchstellen“ eingebaut werden. Auf diese Weise wird die Nachfrage nach Waren und Dienstleistungen auf dem Markt erhöht: Die Unternehmensgewinne steigen weiter an.⁸

Neben den skizzierten Beschleunigungsprozessen, die alle privatwirtschaftlich organisierten Wirtschaftssysteme kennzeichnen, finden auch in anderen Bereichen weitreichende, ökonomisch bedingte Beschleunigungsprozesse statt, etwa beim Rohstoffverbrauch, im Verkehr und bei der Kommunikation. Die Gesellschaft ist insgesamt betroffen: Familie, Freizeit, Bildungs- und Gesundheitswesen sind einem immer schnelleren sozialen Wandel unterworfen, der weitestgehend durch ökonomische Faktoren bedingt ist. So erfordern beispielsweise die Veränderungen in der Arbeitswelt eine möglichst rasche Anpassung der beruflichen Ausbildung und die grundsätzliche Bereitschaft aller Erwerbspersonen zu lebenslangem Lernen. Umgekehrt werden durch wissenschaftliche und technische Entwicklung sowie durch veränderte Freizeitgewohnheiten zusätzliche Be-

7 Klaus Backhaus/Kai Gruner, *Epidemie des Zeitwettbewerbs*, in: Klaus Backhaus/Holger Bonus (Hrsg.), *Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte*, Stuttgart 1998³, S. 112 f.

8 Vgl. Fritz Reheis, *Die Kreativität der Langsamkeit. Neuer Wohlstand durch Entschleunigung*, Darmstadt 1998², S. 64 ff.

schleunigungseffekte im Produktionssektor aus- löst, da eine schnelle Reaktion auf derartige Ver- änderungen zusätzliche Gewinne verspricht.

Die Auswirkungen der gesamtgesellschaftlichen Beschleunigungsprozesse lassen sich wie folgt bilanzieren:

Positive Folgen der Beschleunigung

- höherer materieller Wohlstand; bessere Versor- gung mit preiswerten Massenkonsumgütern;
- Erweiterung der Informations- und Kommuni- kationsmöglichkeiten;
- grundsätzliche Erweiterung individueller und gesellschaftlicher Optionen.

Negative Folgen der Beschleunigung

- wachsender Zeitdruck und Zeitstress;
- psychische und physische Erkrankungen; Ge- fühl der Überforderung;
- Verunsicherung angesichts des beschleunigten sozialen Wandels über die individuelle und gesellschaftliche Zukunft.

Zeitbewusstsein im Wandel

In den älteren Kulturen wurde die Zeiterfahrung fast ausschließlich über exogene Zeitgeber beein- flusst. Im alten Ägypten waren vier solcher Zeitge- ber aus der Naturzeit für die Zeiterfahrung der Menschen konstitutiv. Die Einteilung des Tages richtete sich nach dem Lauf der Sonne; zur Termi- nierung bestimmter religiöser Feste dienten die Zyklen des Mondes, und der Beginn eines neuen Wirtschaftsjahres wurde durch die jährlich wieder- kehrende Nilüberschwemmung definiert. Am ersten Tag der Nilüberflutung erstrahlte zugleich Sirius, der vierte exogener Zeitgeber, als hellster Fixstern am Morgenhimmel vor der Sonne im Osten.

Heute ist die Abhängigkeit von natürlichen Zeit- taktgebern, beispielsweise vom Tag-Nacht-Rhyth- mus, nur noch gering. Sie hat sich mit der Erfin- dung der Glühbirne durch Edison sowie durch moderne Heizsysteme deutlich reduziert. Zusätz- lich erfordern die weltumspannenden Informati- ons- und Kommunikationssysteme, die heute für die Beschleunigung nicht nur in der Arbeitswelt verantwortlich gemacht werden, eine kontinuier- liche 24-Stunden-Präsenz in vielen international tätigen Unternehmen. Und all die großen Finanz-

institute und die privaten Börsenspekulanten, die auf den sich in den letzten Jahren geradezu ex- plosionsartig expandierenden Finanzmärkten viel Geld verdienen wollen, dürfen sich von der jewei- ligen Ortszeit nicht einengen lassen. Die von Nico- las Hayek jun., dem Sohn des Präsidenten der Uhrenfirma „Swatch“, angeregte „Revolte gegen die Zeit“ würde eine noch weiter gehende Los- lösung der sozialen Zeit von den vorgegebenen Naturzeiten bedeuten. Hayek schlägt vor, ange- sichts der zunehmenden internationalen Vernet- zung eine einheitliche Internetzeit einzuführen, welche das bisher gültige Zeitonenmodell aus dem Jahre 1984 ablösen soll. Der Tag wird hier- nach in 1 000 „Beats“ bzw. Schläge eingeteilt.

Dem stehen die in vielen Regionen ungebroche- nen Traditionen gegenüber, welche in der Regel an bestimmte Zeiten im Jahresablauf geknüpft sind, z. B. Ernte- oder Faschingsfeste. Die regelmäßige Wiederkehr der Jahreslaufbräuche und der religiö- sen Festtage führt zu einer Strukturierung der Zeit: Die Bräuche „strukturieren das Zeitkon- tinuum im Jahreslauf. Damit bedienen sie das Bedürfnis nach Ordnung und ermöglichen zykli- sche Strukturen, die der Mensch offenbar benö- tigt“⁹. Einschränkend sei darauf verwiesen, dass einige dieser Feste heute überwiegend nur noch eine folkloristische und fremdenverkehrsfördernde Funktion haben.

Allgemeine Zustimmung findet die Feststellung, dass die Menschen früher durch die stärkere Orientierung an Naturrhythmen ein eher zykli- sches Zeitbewusstsein besaßen. Das Alltagsleben wurde durch die unterschiedlichen Jahreszeiten geprägt. Die Sorge um gute Ernten und das oft durch widrige klimatische Verhältnisse verschärfte Problem der Vorratshaltung waren eng mit dem Zyklus der vier Jahreszeiten verknüpft. Jedoch zeigen die Auseinandersetzungen in antiken Mythen mit der Frage nach Anfang und Ende der Erde und die auch für die Jahrtausende vor dem Beginn unserer Zeitrechnung nachgewiesenen Reflexionen der Menschen über die Frage des individuellen Todes, dass es auch in früheren Zei- ten bereits zukunftsgerichtete, lineare Zeitvorstel- lungen gab.

Die Behauptung vieler Zeitforscher, erst mit dem Christentum und den damit verbundenen alttesta- mentarischen Schilderungen vom Schöpfungsakt Gottes und den eschatologischen Vorstellungen sei eine lineare Zeitauffassung nachweisbar, ist vor

⁹ Wolfgang Seidenspinner, Jahreslauf und Volksbräuche, in: Staatliche Museen Kassel (Hrsg.), Geburt der Stunde (Ausstellungskatalog), Wolftrathausen 1999, S. 72.

diesem Hintergrund sicherlich überzogen. Verallgemeinerungsfähig ist lediglich die Aussage, dass frühere Kulturen sich durch ein stärker zyklisches – im Gegensatz zum heute vorherrschenden linearen – Zeitbewusstsein auszeichneten. Doch die durch den starken Glauben an einen stetig steigenden technischen Fortschritt begründete, heute vorherrschende lineare Zeitvorstellung kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass natürliche Zeitrhythmen und die regelmäßige Wiederholung von Ereignissen und Festtagen und letztendlich die Vorstellungen von einer Wiedergeburt auch heute noch auf die andauernde Wirksamkeit zirkulärer Zeitvorstellungen verweisen.

Geschichte der Zeitmessung und ihre sozialen Folgen

Mit dem Beginn der Zeitmessung haben sich das Zeitbewusstsein und der Umgang mit der Zeit entscheidend verändert. Schon in der mesopotamischen Kultur sowie in den alten Kulturen Chinas und Ägyptens wurden komplexe Kalenderberechnungen angestellt, in denen u. a. differenzierte Lösungen für das Problem gefunden worden sind, dass das aus zwölf Mondumläufen bestehende Mondjahr (354 Tage, 8 Stunden und 48 Minuten) und die Umlaufzeit der Erde um die Sonne (365 Tage, 5 Stunden und 48 Minuten und 46 Sekunden) nur schwer in einem Kalender in Einklang gebracht werden können. Rechnerisch waren die Kalenderberechnungen in den antiken Kulturen, die vor etwa 5 000 Jahren zeitgleich mit der Entwicklung von Schrift- und Ziffernsystemen erstellt worden sind, erstaunlich genau. Und auch für die unterschiedliche Länge von etwa elf Tagen zwischen einem Mond- und einem Sonnenjahr wurden vielfältige komplexe Lösungen gefunden. Die Ägypter führten z. B. ein abstraktes Sonnenjahr mit zwölf Monaten zu je 30 Tagen ein. Die verbliebenen fünf Tage wurden – wie Plutarch berichtet – aber ebenfalls berücksichtigt und Ra, dem Gott der Sonne, geschenkt.

Der von Papst Gregor XIII. 1582 n. Chr. eingeführte Kalender, der den von Julius Caesar im Jahre 46 v. Chr. eingeführten julianischen Kalender reformierte, bezieht sich auf das Sonnenjahr. Da aber die Zeitdauer des natürlichen Jahres nicht genau einer bestimmten Anzahl ganzer Tage entspricht, wird im gregorianischen Kalender in allen Jahren, die durch vier teilbar sind, der 29. Februar als Schalttag eingefügt. Das Schaltjahr zählt 366

Tage. Die noch bestehende Ungenauigkeit wird dadurch weiter verringert, dass es in den Jahren, die sich zwar durch 100, nicht aber durch 400 teilen lassen, keine Schalttage gibt.

Ein besonderes Interesse an einer möglichst genauen Tageszeitmessung hatten schon sehr frühzeitig die Klöster. Viele Ordensregeln schrieben einen verbindlichen Tagesablauf von klösterlichen Diensten vor. Der Müßiggang galt als der Feind der Seele. Zur nächtlichen Zeitmessung diente zunächst das jeweils von einem Mönch überwachte Abbrennen von Kerzen. Um eine genauere Zeitmessung realisieren zu können, wurden vor allem in den Klöstern schon früh einfache mechanische Uhren konstruiert; der Erfinder der ersten mechanischen Uhr ist bis heute nicht bekannt. Nach übereinstimmender Meinung von Historikern tauchten erste mechanische Uhren zwischen 1270 und 1300 auf; sie waren nach einem völlig neuen technischen Prinzip entwickelt worden: Räderuhren mit Gewicht und Hemmung. „Die Räderuhr war von Beginn an Zeichen und Instrument eines neuen, linear-dynamischen, quantifizierenden, planenden, auf Nützlichkeit ausgerichteten Zeitbewusstseins, das die europäische Geschichte, und nicht nur diese, bis heute prägt. Die Uhr wurde zum Planungs-, Koordinierungs- und Kontrollinstrument schlechthin in der noch immer auf Beschleunigung angelegten Lebens- und Arbeitswelt in der Gegenwart.“¹⁰

Mit dem Aufkommen der ersten Manufakturen und Fabriken kam der Uhrzeit eine bis dahin nicht gekannte Bedeutung zu. Die zunehmende betriebliche Arbeitsteilung, die Adam Smith in seinem berühmten Beispiel der Produktion von Stecknadeln anschaulich beschrieben hat,¹¹ erforderte eine stärkere Synchronisation der Arbeitsabläufe, insbesondere auch einen gemeinsamen pünktlichen Arbeitsbeginn. Oft verboten die Fabrikbesitzer private Uhren, es galt nur die von der Fabrikuhr angezeigte Zeit; nicht selten wurde so eine Verlängerung der Arbeitszeiten manipuliert. Die bis dahin gültige aufgabenorientierte Arbeit schlug nun in zeitlich bemessene Arbeit um. Die Zeit darf nicht mehr ungenutzt verstreichen, sondern sie wird zielgerichtet für bestimmte Zwecke eingesetzt. Ab jetzt galt die vom amerikanischen Präsidenten Benjamin Franklin (1706–1790) geprägte Devise: „Zeit ist Geld!“

¹⁰ Gerhard Zweckbronner, Von der klösterlichen Zeitordnung zum öffentlichen Stundentakt; in: Staatliche Museen Kassel (Anm. 9), S. 17.

¹¹ Vgl. A. Smith (Anm. 6), S. 9f.

Um die für die angestrebte Produktionssteigerung erforderliche Arbeitsdisziplin durchzusetzen, erleben die Werksbesitzer vielfältige Anordnungen. Ein anschauliches Beispiel hierzu ist das „Gesetzbuch“ der englischen Crowley-Eisenwerke aus dem Jahre 1700: „Um Faulheit und Schändlichkeit aufzudecken und die Guten und Fleißigen zu belohnen, hielt ich es für angemessen, durch einen Aufseher einen Zeitplan aufstellen zu lassen und Ordnung zu schaffen, und so sei bekannt gemacht, dass es von 5 bis 8 und von 7 bis 10 fünfzehn Stunden sind, von denen 1,5 für Frühstück, Mittagessen usw. abgezogen werden. Das bedeutet 13,5 Stunden exakte Arbeit.“¹²

Die Verbreitung der Uhren verlief nach den in der Literatur auffindbaren Angaben regional sehr unterschiedlich. In einigen Regionen verbreiteten sich die Turmuhren ab dem 16. Jahrhundert. Dagegen gab es in ärmeren Gegenden auch in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts erst vereinzelt Turmuhren. Für die Reichen in Stadt und Land waren Uhren über Jahrhunderte hinweg ein wichtiges Statussymbol. Eine größere Verbreitung in immer mehr privaten Haushalten ist seit dem Ende des 18. Jahrhunderts festzustellen, als die robuste und ungewöhnlich preiswerte Schwarzwalduhr in großen Stückzahlen hergestellt wurde. Die sich rapide ausbreitende Präsenz der Zeit wurde nochmals gesteigert durch die Armbanduhr, die Ende des 19. Jahrhunderts zunächst für militärische Zwecke hergestellt wurde. Während sich im Mittelalter die Ritter und Soldaten von mitgebrachten Hähnen für den Kampf wecken ließen,¹³ war in den Schützengräben und auf den Schlachtfeldern des industriell geführten Ersten Weltkrieges eine schnelle und präzise Koordinierung und Synchronisierung erforderlich. Die Armbanduhr bewährte sich hier genauso wie in den Fabriken.

Mit der Erfindung der Quarzuhr 1929 wurde ein großer Technologiesprung in der Zeitmessung vollzogen. Noch genauer messen die modernen Atomuhren die Zeit. Die charakteristischen Eigenschwingungen eines Atoms oder eines Moleküls steuern hier den Gang der Uhr. Die Physikalisch-Technische Bundesanstalt in Braunschweig ist laut Zeitgesetz aus dem Jahre 1978 damit beauftragt, die für das öffentliche Leben in Deutschland maßgebende Uhrzeit anzugeben.

¹² Edward P. Thompson, Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: ders. (Hrsg.), Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Frankfurt/M.–Berlin–Wien 1980, S. 50.

¹³ Vgl. Helga Nowotny, Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls, Frankfurt/M. 1989, S. 26.

Hierfür hat sie vier Caesium-Atomuhren CS1 bis CS4 entwickelt und gebaut, die zu den genauesten Uhren der Welt gehören. Für den Verlauf von einer Million Jahren ist eine Zeitabweichung von weniger als einer Sekunde errechnet worden. Von Bedeutung ist eine derartig genaue Zeitbestimmung insbesondere für Telefon- und Fernsehgesellschaften und auch für Satelliten-Navigationssysteme. Bei Letzteren hat eine Ungenauigkeit von einer Milliardstel Sekunde einen Fehler in der Positionsbestimmung von etwa 30 Zentimetern zur Folge. Dies entspricht der Strecke, die Licht in dieser Zeit zurücklegt.

Zeiterleben

Auch wenn die technischen Möglichkeiten zu immer präziseren Zeitmessungen geführt haben, erleben die Menschen die Länge der Zeit subjektiv unterschiedlich. Eine durch zahlreiche spannende und abwechslungsreiche Ereignisse – etwa einen aufregenden Film – ausgefüllte Zeit wird als sehr viel kürzer empfunden als eine ereignisarme Zeit. Im letzteren Fall scheint sich die Zeit endlos zu dehnen. Dass das Zeiterleben auch davon abhängig ist, ob eine Situation als angenehm oder unangenehm empfunden wird, hat der Zeitforscher Karlheinz A. Geißler an Hand eines einprägsamen Beispiels illustriert: „Es kommt darauf an, auf welcher Seite der Klotür man sich befindet, um eine Minute als schnell oder langsam vergehend zu erleben. Für die, die davor stehen, und nicht hineinkönnen, vergeht eine Minute langsam. Für diejenigen, die jenseits der Türe ihren Platz gefunden haben, spielt die Zeit keine Rolle. Sie sitzen auf der zeitlosen Seite. Schön für sie!“¹⁴ Auch Albert Einstein ist bei der Ausarbeitung seiner Relativitätstheorie auf das Phänomen des variierenden Zeiterlebens gestoßen: „Wenn man mit einem netten Mädchen zwei Stunden zusammen ist, hat man das Gefühl, es seien zwei Minuten; wenn man zwei Minuten auf einem heißen Ofen sitzt, hat man das Gefühl, es seien zwei Stunden. Das ist Relativität.“¹⁵ Psychologen haben für dieses Phänomen den Begriff der „antihedonistischen Tendenz der

¹⁴ Karlheinz A. Geißler, Wart mal schnell. *Minima Temporalia*, Stuttgart 2002, S. 35. *Anmerkung der Redaktion*: Siehe auch den Beitrag von Karlheinz A. Geißler in diesem Heft.

¹⁵ Albert Einstein, zitiert nach: Robert Levine, Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen, München 1999, S. 58.

Zeit“¹⁶ geprägt. Damit weisen sie darauf hin, dass sich das Erleben der Zeit entgegengesetzt zu den Wünschen verhält: „Gerade dann, wenn wir die Zeit am liebsten aufhalten würden, saust sie uns durch die Finger, während sie umgekehrt um so langsamer dahinkriecht, je größer unser Wunsch ist, sie möge schnell vergehen.“¹⁷

Anhand des Film-Beispiels lässt sich ein weiteres Zeitphänomen veranschaulichen, welches sicherlich vielen vertraut ist: Der wenig unterhaltsame Film, bei dem der Zuschauer zunächst das Gefühl hat, als dauere er sehr lange, erscheint im Rückblick eher als kurz. Und umgekehrt wird der interessante und anregende Film, bei dem die Zeit als schnell vergehend erlebt wird, im Nachhinein als eher lang oder nachhaltig empfunden. Ein ähnliches Zeiterleben werden viele Schülerinnen und Schüler auch beim Vergleich eines Schultages mit einem Disco-Besuch bestätigen; oder auch bei einem Vergleich zwischen einem zweiwöchigen Krankenhausaufenthalt mit einer gleich langen Urlaubsreise ist das hier beschriebene Zeiterleben festzustellen. Dieses gegensätzliche Verhältnis von aktuellem Zeiterleben und retrospektiver Zeiterinnerung bezeichnet man in der Psychologie als „subjektives Zeit-Paradoxon“.¹⁸

Resümee

Die Auseinandersetzung mit Zeitproblemen kann sowohl für den Einzelnen als auch für die Gesellschaft – im Hinblick auf die Lösung gesamtgesellschaftlicher Probleme – hilfreich sein. Der oder die Einzelne wird angeregt, über den individuellen Umgang mit der Zeit nachzudenken sowie sich mit Fragen des Zeitbewusstseins und -erlebens intensiver auseinander zu setzen, und somit zu einem zufrieden stellenden Verhältnis zwischen Arbeit (auch Schule und Studium) und Freizeit zu gelangen. Hierdurch ergeben sich u.a. neue Möglichkeiten für kreative und kulturelle Aktivitäten. Voraussetzung dafür ist die Entwicklung von Zeitsouveränität und Zeitkompetenz: Dafür sind „Rhythmen aller Art ... von besonderer Bedeutung. Das Erkennen unserer Eigenzeiten ebenso.

Timing, angemessene Geschwindigkeiten, Umgehen können mit Unsicherheit, sich konzentrieren können auf die Gegenwart, den Augenblick und planen können für die Zukunft, dies sind nur einige der weiteren Stichworte hierfür. Gestaltung von Anfängen, Abschlüssen, Pausen, Wiederholungen und Gleichzeitigkeit sind andere Stichworte. Besonders schwer fällt vielen von uns heute, auf der einen Seite aktiv sein zu können und auf der anderen Seite etwas lassen zu können und zu entspannen.“¹⁹

Auf einer mittleren Ebene können soziale Aspekte thematisiert werden. Hierzu sollte verdeutlicht werden, dass soziale Beziehungen sich häufig nicht mit dem Streben nach Beschleunigung vereinbaren lassen. Erziehungs- und Pflegearbeit, soziale Kontakte und nicht zuletzt Liebesbeziehungen benötigen Zeit. Und nur wenn genügend Zeit hierfür zur Verfügung steht, kann die jeweilige Tätigkeit bzw. Beziehung als erfüllte Zeit erlebt werden.

Der gesellschaftliche Nutzen, der aus der Beschäftigung mit Zeitproblemen gezogen werden kann, könnte darin bestehen, dass durch das Bewusstsein der negativen Folgen der vielfältigen gesellschaftlichen Beschleunigungsprozesse (z.B. Ressourcenabbau und Gefahr der gesellschaftlichen Spaltung in Beschleunigungsgewinner und -verlierer) ein Anstoß gegeben wird, an politischen Veränderungsprozessen mitzuwirken. Die Mitarbeit in entsprechenden Initiativen und die Unterstützung zur Umsetzung des Konzeptes der Nachhaltigkeit können dabei konkrete Schritte sein.²⁰

Nützliche Internetadressen:

www.bumerang-prinzip.de
www.eigenzeit.de
www.flexible-unternehmen.de
www.slowfood.de
www.vvz.de (Verein zur Verzögerung der Zeit)
www.zeitökologie.de
www.zeitpolitik.de

16 Arnold Hinz, Psychologie der Zeit. Umgang mit der Zeit, Zeiterleben und Wohlbefinden (Internationale Hochschulschriften, Bd. 329), Münster 2000, S. 84.

17 Ebd., S. 83 f.

18 Ebd., S. 92.

19 Martin Held, Zeitkompetenz und Zeitpolitik im Umgang mit Zeitproblemen, in: Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (Hrsg.), Zeit für Zeitpolitik, Bremen 2003, S. 106.

20 Konkrete Vorschläge zum Handeln, u.a. auch zur Mitarbeit in Initiativen wie „Slow Food“, dem „Verein zur Verzögerung der Zeit“, in kirchlichen Organisationen oder in der „Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik“ finden sich in: Fritz Reheis, Entschleunigung. Abschied vom Turbokapitalismus, München 2003, S. 189 ff. Vgl. auch Ludwig Heuwinkel, Umgang mit Zeitproblemen, Schwalbach/Ts. 2004 (in Vorbereitung), Kapitel 6.

Helga Zeiher

Dr. phil., geb. 1937; Soziologin, bis 2002 am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Mitglied des Vorstands der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik.

Anschrift: Gosslerstr. 23, 14195 Berlin.
E-Mail: Helga.Zeiher@t-online.de

Zahlreiche *Veröffentlichungen* zur Soziologie der Kindheit und zu Zeit und Raum in der alltäglichen Lebensführung.

Karlheinz A. Geißler

Dr. rer. pol., geb. 1944; seit 1975 Universitätsprofessor für Wirtschaftspädagogik an der Universität der Bundeswehr München; Gastprofessuren im In- und Ausland; Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik.

Anschrift: Universität der Bundeswehr München, Wirtschaftspädagogik, Werner-Heisenberg-Weg 39, 85577 Neubiberg.
E-Mail: p21akhag@unibw-muenchen.de

Veröffentlichungen u. a.: Alles. Gleichzeitig. Und zwar sofort – Unsere Suche nach dem pausenlosen Glück, Freiburg 2004; Wart mal schnell – Minima Temporalia, Stuttgart 2004³; Vom Tempo der Welt, Taschenbuchausgabe, Freiburg 2004; Zeit – verweile doch, Taschenbuchausgabe, Freiburg 2004⁶.

Christel Eckart

Dr. phil., geb. 1945; Professorin für Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Kassel; Mitglied im beratenden Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik.

Anschrift: Universität Kassel, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Nora-Platiel-Str. 5, 34109 Kassel.
E-Mail: checkart@uni-kassel.de

Veröffentlichungen u. a.: Fürsorglichkeit: Soziale Praxis und moralische Orientierung: in: Adalbert Evers (Hrsg.), Sozialstaat. Gießener Diskurse, Bd. 16, Gießen 1998; Zeit zum Sorgen. Fürsorgliche Praxis als regulative Idee der Zeitpolitik, in: Feministische Studien („extra“), 18 (2000).

Claudia Pinl

Dipl.-Pol., geb. 1941; Journalistin und Autorin.

Anschrift: Raumerstr. 2a, 50935 Köln.
E-Mail: claudiapinl@web.de

Veröffentlichungen u. a.: Vom kleinen zum großen Unterschied. Geschlechterdifferenz und konservative Wende im Feminismus, Frankfurt/M. 1995; Männer können putzen! Strategien gegen die Tricks des faulen Geschlechts, Frankfurt/M. 1997; Männer lassen arbeiten. 20 faule Tricks, auf die Frauen am Arbeitsplatz herineinfallen, Frankfurt/M. 2002.

Vera Hewener

Dipl.-Sozialarbeiterin, geb. 1955; Studium der Betriebswirtschaft, Sozialarbeit und Sozialpädagogik; Koordinatorin für Gesundheitsförderung und des Seniorenbüros des Gesundheitsamtes des Stadtverbandes Saarbrücken.

Anschrift: Stadtverband Saarbrücken Gesundheitsamt, Malstatter Straße 17, 66117 Saarbrücken.
E-Mail: Vera.Hewener@svsbr.de oder VeraHewener@aol.com
Internet: www.vera-hewener.de

Veröffentlichungen in diversen Dokumentationen sowie Praxisberichte zu Themen wie „FrauenLeidenschaf(ft)“, „PaarLeben–LebensPaare“, „Katalog der Zweisamkeit“, „Zeit(t)räume“, Hefte zur Gesundheitsberichterstattung u. a. „Zeit als Stressfaktor“, Veröffentlichungen in Fachzeitschriften, u. a. in „Zeitpresse“.

Ludwig Heuwinkel

Geb. 1952; Fachlehrer für Volkswirtschaftslehre, Soziologie, Philosophie und Erziehungswissenschaften am Westfalen-Kolleg Bielefeld.

Anschrift: Baumheide 18, 33609 Bielefeld.
E-Mail: Lheuwinkel@AOL.com

Veröffentlichungen: Verschiedene fachwissenschaftliche und fachdidaktische Aufsätze in Zeitschriften; Beiträge in Lexika; Schulbuchautor; Umgang mit Zeitproblemen, Schwalbach/Ts. 2004 (in Vorbereitung).

Nächste Ausgabe

Udo Steinbach *Essay*

Die Türkei und die EU – die Geschichte richtig lesen

Hans-Ulrich Wehler *Essay*

Verblendetes Harakiri: Der Türkei-Beitritt zerstört die EU

Heinz Kramer

Die Türkei im Prozess der „Europäisierung“

Bekim Agai

Islam und Kemalismus in der Türkei

Asiye Öztürk

Das Entstehen eines Macht-Dreiecks – Ankara auf dem Weg nach Washington und Tel Aviv

Ece Göztepe

Die Kopftuchdebatte in der Türkei

Eine kritische Bestandsaufnahme für die deutsche Diskussion

Helga Zeiher *Essay*

Zeitbalancen

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 31–32/2004, S. 3–6

■ Vielen erwerbstätigen Eltern fehlt es an Zeit für private Sorge, insbesondere für Kinder. Ökonomische Notwendigkeiten nehmen Zeit für Sorgearbeit, setzen das Sorgen unter Rationalisierungsdruck, machen es durch Outsourcing zu Erwerbsarbeit und beeinflussen die Definition des Sorgebedarfs. Ziel sollte nicht nur – reaktiv – die konfliktfreie Zeitkoordination sein, sondern eine neue Gewichtung des Sorgens für andere.

Karlheinz A. Geißler

Grenzenlose Zeiten

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 31–32/2004, S. 7–12

■ „Und wieder“, so das werbeträchtige Versprechen einer deutschen Großbank, „befreien wir uns von Raum und Zeit.“ Richtig daran ist die Ankündigung, dass wir uns von jenen Zeit- und Raumordnungen lösen, die das Leben in der Moderne geregelt und geordnet haben. Anzuzweifeln jedoch ist die Interpretation, dass es sich bei dieser Entwicklung um einen Akt der Befreiung handelt. Wie vieles im Leben hat auch diese Veränderung zwei Seiten. Was die Zeit und deren Ordnung betrifft, so können wir in der Tat mit neuen Entscheidungsfreiheiten rechnen. Aber wir müssen uns auch darauf einstellen, in Zukunft noch stärker unter Zeitdruck zu geraten. Wir werden also nicht von der Zeit befreit, sondern geraten tiefer in sie hinein.

Christel Eckart

Zeit für Privatheit

Bedingungen einer demokratischen Zeitpolitik

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 31–32/2004, S. 13–18

■ Politisches Handeln als „Sorge für die gemeinsame Welt“ braucht Zeit. Zeit für Privatheit beschreibt die Bedingungen, unter denen BürgerInnen für die Angelegenheiten von allgemeinem Interesse aktiv werden. Die Erfahrung von Fürsorge beeinflusst die Fähigkeit zu kommunikativem Handeln, und sie vermittelt Ansprüche darauf, was Gegenstand politischen Handelns sein soll. Durch die ungleiche Verteilung von Fürsorge im Geschlechterverhältnis haben Frauen und Männer teilweise verschiedene Interessen an Zeitgestaltung. Es braucht Zeit, sich der eigenen Wünsche und Interessen zu vergewissern, Interessen und Ansprüche öffentlich zum Ausdruck zu bringen und für deren Anerkennung zu kämpfen

Claudia Pinl

Wo bleibt die Zeit?

Die Zeitbudgeterhebung 2001/02 des Statistischen Bundesamts

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 31–32/2004, S. 19–25

■ Mit 96 Milliarden Jahresarbeitsstunden übertrifft die Hausarbeit – die „Haushaltsproduktion“ – die mit Erwerbsarbeit verbrachte Zeit bei weitem. Arbeiten heißt in Deutschland vor allem Kochen, Waschen, Einkaufen, Reparieren, Kinder und Alte betreuen. Während vor allem alte und junge Menschen über relativ viel freie Zeit verfügen, sind einzelne Bevölkerungsgruppen wie erwerbstätige allein erziehende Mütter und erwerbstätige Väter in Paarhaushalten zeitlich stark belastet. Auch wenn sie etwas weniger im Haushalt arbeiten als vor zehn Jahren, leisten Frauen nach wie vor den Löwenanteil an unbezahlter Arbeit. Insgesamt ist ihre zeitliche Belastung mit Arbeit höher als die der Männer.

Vera Hewener

Geschlechtsspezifische Unterschiede

im Umgang mit der Zeit

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 31–32/2004, S. 26–32

■ Ergebnisse einer Befragung zum Umgang mit der Zeit zeigen auf, dass es zwischen den Geschlechtern in der Zeitbedeutung vor allem im metaphysischen Bereich Unterschiede gibt. Deutlich wurde auch, dass sich zwar die Beschäftigung der Frauen zu Gunsten der Berufstätigkeit verschoben hat, die sozialen Ungleichheitspotenziale sich jedoch nur wenig verändert haben. Familienarbeit nimmt Frauen täglich doppelt so lange in Anspruch wie die Berufstätigkeit. Bestätigt wurde eine höhere Kommunikationshäufigkeit, die sich aus der Pflege der familiären Beziehungsstruktur ergibt.

Ludwig Heuwinkel

Zeitprobleme in der Beschleunigungsgesellschaft

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 31–32/2004, S. 33–38

■ Beschleunigung ist ein wesentliches Kennzeichen moderner Gesellschaften. In einem Abriss der Geschichte der Zeit vom Mittelalter bis heute werden die Bevölkerungszunahme um 1500 und vor allem der Wirtschaftsliberalismus als wichtige Wurzeln der Beschleunigung herausgestellt. Eine Beurteilung der Auswirkungen der Beschleunigung kommt zu einer differenzierten Gegenüberstellung von positiven wie auch negativen Folgen. Die Auseinandersetzung mit Zeitproblemen sollte auf der individuellen Ebene mehr Zeitsouveränität und auf der gesellschaftlichen Ebene u. a. eine stärkere Bewusstmachung der negativen Folgen der gesellschaftlichen Beschleunigungsprozesse anstreben.
